Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 5. November 1932 Nummer 21

Inhalt

Die Welt und wir . . . . . Carl Onnasch

Daniel Greiner . . . . . Carl Mensing

Die Bibliothek Harnacks und Harnack als Bibliothekar . . . . . Axel v. Harnack

Gustav Adolfs Trutzlied . . . . . Fritz Vahldieck

Französische Theologenbiographien. Zweites Stück. Eduard Platzhoff-Lejeune

Die 48. Jahresversammlung der Ostasien-Mission Wilhelm Lueken

Arbeitsdienst und Arbeitslager . . . . . Herbert Grabert

Sind die Franzosen ein dekadentes Volk? . . . . Paul Distelbarth

Deutsch-französische Illusionen . . . . . Otto Piper

Die Bedrohung der eherechtlichen Stellung der Frau . . . . . Agnes Martens-Edelmann

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

JULIUS SCHIEDER
Warum evangelisch?

Kart. Mk. —.90

Mit Begeisterung, aber ohne parteiische Gehässigkeit gibt der Verfasser Antwort, warum wir evangelisch bleiben müssen, und zwar mit Gründen aus der Heiligen Schrift. Wer Sehnsucht nach Rom hat, kann durch diese Schrift wieder auf den rechten Weg geschickt werden. Wer von Rom herüber will in die Kirche der Reformation, erhält hier die rechte Unterweisung. Aber es dient auch allen, die unentschlossen sind und Klarheit darüber haben wollen, was evangelische Lehre ist.

HANS ASMUSSEN
Die Offenbarung und das Amt

Mk. 2.30

Diese Schrift ist der temperamentvolle Ruf eines Pfarrers an seine Amtsbrüder, der Krisis des Pfarramtes dadurch zu begegnen, daß ihnen die Sorge um die rechte Predigt wieder ein Herzensanliegen werde. Der Pfarrer ist seiner eigentlichen Sendung entleert, wenn er nicht die Botschaft der Kirche verkündigt. Darum wird die Frage nach der Grundlage der Verkündigung, nämlich der Offenbarung, hier gestellt. Beantwortet aber wird sie nicht von den Fragestellungen her, welche sich aus der Entwicklung der Theologie in den letzten Jahrhunderten ergeben, sondern von den Dingen her, die den Pfarrer jeden Tag beschäftigen oder doch beschäftigen sollten.

OTTO REINHOLD
Der verlorene Sohn

Mk. 3.60

Eine evangelische Ethik muß sich mit der Frage nach dem Guten im Menschen oder nach der Verwirklichung des Guten befassen. Die vorliegende Schrift zeigt nun, daß keiner von uns das Gute hat oder es zuwege bringt. Wir sind im Bösen, und alle Religions- und Morallehren können uns nicht heraushelfen. Wenn etwas Gutes geschehen soll, so muß das Gute zu uns kommen. Das Gute aber ist Gottes Geschenk. Es ist das Gericht, in das der Vater im Gleichnis seinen Sohn sich verlieren läßt, es ist das unbegreifliche Erbarmen, mit dem der Vater den Verlorenen aufnimmt. Nur durch Glauben an die Vergebung kommt das Gute zu uns von Gott Abgefallenen.

MARTIN LUTHER
Sermon von den guten Werken

Herausgegeben von Lic. E. Ellwein

Mk. 2.—

Von Luthers großen Reformationsschriften des Jahres 1520 ist der „Sermon von den guten Werken" einer weiteren Öffentlichkeit nicht bekannt. Das ist um so verwunderlicher, als Luther selbst gerade von dieser Schrift eine sehr hohe Meinung hatte. In der Tat gehört dieser Sermon zu dem Schönsten und Reichsten, was aus Luthers Feder geflossen ist. Vom Zentrum evangelischen Glaubens aus wird hier im Anschluß an die 10 Gebote die zentrale Frage nach den guten Werken in einer solchen Lebendigkeit und Innerlichkeit entfaltet, daß man die Schrift füglich eine „Summa des christlichen Lebens" nennen kann.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN 13

DIE ANTHOLOGIEN FÜR DIE DEUTSCHE FAMILIE

Das proletarische Schicksal

Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart

Herausgegeben von **Hans Mühle.**

Mit 8 Bildern. Kartoniert M 3.40, Leinen M 4.50

„Ein starkes und gutes Buch. Die Mehrzahl dieser Gedichte kommt nicht aus politisiertem Willen und nicht aus dem Hirn, sondern schwer aus dem Blut; aus der gleichen seelischen Tiefe wie die Liebe, die diese Dichter mit Arbeit, Familie und Heimat verbindet. Diese breite menschliche Basis macht das Buch reich und gut." Vossische Zeitung.

Das deutsche Weihnachtsbüchlein

Vierte Auflage. Kartoniert M 1.80

„Die Unvergänglichkeit des tieferen Sinnes deutscher Weihnacht ist in dieser kleinen Blütenlese aus dem Schaffen deutscher Dichter glücklich gewahrt. Ein Buch der Innerlichkeit, ohne alle moderne Aufregung. Einmal im Jahr wirklich Friede in unserer Seele." Deutsche Zeitung

Der Gral

Ein Born der Erkenntnis aus Büchern der Weisheit

Herausgegeben von **Emy Pischel.** Leinen M 3.—

„Eine Sammlung von Worten der Weisheit, Erfahrung und des Glaubens aus dem Munde aller großen Dichter, Religionsstifter, Philosophen usw. der Erde. Weit über allen gleichartigen Versuchen stehend. Jeden Tag eine Seite aus diesem Buche gelesen und innerlich verarbeitet, wird jedes Menschenleben wandeln und in einer neuen, glücklichen Festigkeit verankern." Neckar-Zeitung

Das Buch der Stunde

Ein Ruf für jeden Tag des Jahres

Aus allen Religionen und aus der Dichtung gesammelt von **P. Eberhardt †.** Vierte veränderte Auflage. Leinen M 5.—

„Neben zahlreichen Bibelstellen und Kirchenliedern sind Sprüche indischer Weisheit, Worte der Kirchenväter, Mystiker, der großen Dichter und Religionsphilosophen in einem modernen Andachtsbuch zusammengestellt, das einen „Ruf für jeden Tag des Jahres" bringt. Neben Augustin, Luther, Schleiermacher finden wir Goethe, Hölderlin und viele andere vertreten." Der Tag

Die moderne Jesusdichtung

Eine Anthologie

Herausgegeben von **Karl Röttger.** Mit 6 Kunstbeilagen. Leinen M 4.—

„Eine mit erlesenem Geschmack zusammengestellte und aus eigenem religiösem Empfinden erwachsene Folge von Jesusdichtungen. Nicht nur den Erwachsenen, sondern auch der neuen religiös gerichteten Jugend möchte man das Werk gönnen, das mit Jesusdarstellungen von Dürer, Grünewald, Steinhausen, Hans Thoma und anderen geschmückt ist." Tägliche Rundschau

Die moderne Mariendichtung

Eine Anthologie

Herausgegeben von **Erich Bockemühl.** Mit 6 Kunstbeil. Leinen M 3.—

„Eine außerordentlich fruchtbare Sammlung dieses feinsinnigen Verlags, der das Gebiet religiösen Erlebens trotz der so entgöttlichten Zeit treu und umsichtig beackert, eine gute, vorbildliche Leistung des Herausgebers, der, selbst ein Lyriker von starkem, lauterm Empfinden, berufen ist, mit der Wünschelrute durch die Dichtung unsrer Tage zu gehen." Stadtanzeiger für Köln

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 21 — Gotha, 5. November 1932 — 46. Jahrgang

Inhalt: Die Welt und wir — [Sp. 961] — Daniel Greiner [Sp. 963] — Die Bibliothek Harnacks und Harnack als Bibliothekar [Sp. 966] — Gustav Adolfs Trutzlied [Sp. 972] — Französische Theologenbiographien [Sp. 975] — Die 48. Jahresversammlung der Ostasien-Mission [Sp. 979] — Arbeitsdienst und Arbeitslager [Sp. 982] — Sind die Franzosen ein dekadentes Volk? [Sp. 989] — Deutsch-französische Illusionen [Sp. 994] — Die Bedrohung der eherechtlichen Stellung der Frau [S. 997] — Bücher und Schriften: Der Begriff der Kraft in der neutestamentlichen Gedankenwelt (Grundmann); Reformation und Gegenreformation (Paul); Karlstadt und seine Bedeutung für das Luthertum (Hertzsch); Gustav Adolf (Devrient); Ein hannoverscher Theologe um die Jahrhundertwende, Otto Gehrcke (Bornemann); Evangelisches Kirchenrecht für Frankfurt am Main (Kübel); Der Rechtsbrecher im Lichte der Erziehung (Finke); Tolstoi—Lenin—Gandhi (Bulgakov); Die Philosophie von William James (Flournoy); A History of Manchester College (Davis); Christentum und modernes Naturerleben (Köberle); Wiederverkörperung im Lichte des Denkens, der Religion, der Moral (Rittelmeyer); Wo findet die deutsche Jugend neuen Lebensraum (Dingräve); Ein Nazi entdeckt Frankreich (Dobert); [Sp. 1002] — Chronik [Sp. 1007] — Verschiedenes: Ein Echo; Zu dem Notfonds für die Geschädigten der Evangelischen Zentralbank; In Kübels Aufsatz [Sp. 1008] — Versammlungskalender [Sp. 1008] — Anzeigen

Die Welt und wir

Morgenandacht über Ev. Joh. 8, 12

bei der Versammlung der Freunde in Görlitz am 10. Oktober 1932

Die Zeitschrift, um die wir uns scharen, heißt „Christliche Welt", und der Bund, zu dem wir uns zusammengeschlossen haben, nennt sich „Freunde der Christlichen Welt". Sowohl auf dem Wort „christlich" wie auch auf dem Wort „Welt" liegt für uns ein starker Akzent. Es ist unser Sehnen und Streben, daß Beides zusammenkomme, das Christentum und die Welt. Dieses Streben schließt für uns eine positive Stellung zur Welt ein. Wir können nicht die Welt links liegen lassen, sie auch nicht sich selbst überlassen, sondern wir fühlen ihr gegenüber eine ganz ernsthafte und dringende Verpflichtung und Verantwortung. Wir bekennen uns freudig zu dem Glauben des ersten Artikels, daß Gott die Welt geschaffen hat mit allen ihren Gebilden und Gewalten, Gesetzen und Ordnungen, und mit allen ihren Kreaturen, und von diesem Glaubensstandpunkt aus, daß die Welt ein Werk, eine Offenbarung des lebendigen Gottes ist, müssen wir allen Versuchen, diese Welt zu erforschen, zu deuten und zu gestalten, mag das auf wissenschaftlichem, künstlerischem oder technischem Wege geschehen, unsere volle Teilnahme entgegenbringen. Ja, nach rechter Welterkenntnis und Weltgestaltung zu ringen, erscheint uns nicht nur als eine profane, sondern auch als eine religiöse Pflicht. Daß diese Welt das wirklich werde, als was wir sie glauben, nämlich eine Welt Gottes, wird uns immer ein sehr ernstes Anliegen sein.

Aber freilich, mit dieser positiven Wertung der Welt verbinden wir auch das ernste Bekenntnis von der Verfallenheit dieser Welt in Not und Schuld. Wir nehmen durchaus ernst sowohl das Schriftwort: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust" wie auch das andere: „Die Welt liegt im Argen". Schon die Erkenntnis von der Vergänglichkeit der Welt, die Gewißheit, daß sie mit allem, was sie trägt, auch mit ihrem kulturellen Leben, dem völligen Untergang geweiht ist und einmal in lauter Atome zerstieben muß, macht es uns unmöglich, auf sie unsere wahre Existenz und Zukunft zu gründen, macht es uns ganz unmöglich, Welt und Reich Gottes gleichzusetzen und in der gottgemäßen Umgestaltung der Welt ein letztes Ziel zu erblicken. Und erst recht verhindert uns die andere Erkenntnis „Die Welt liegt im Argen" daran, in ihr Halt und Heimat für unsere Seele zu suchen. Im Gegenteil, wir sehen uns als Glieder dieser vergänglichen, schuld- und notbeladenen Welt selbst in Frage gestellt, sehen uns selber unter dem schweren Gerichte stehen, das auf ihr lastet. So nötigt uns gerade unsere enge Schicksalsverbundenheit mit der Welt und all die Unruhe und Angst, die uns daraus erwächst, durch diese ganze Welt hindurchzugreifen nach etwas Höherem und Vollkommenerem, das uns festen Halt und ewige Dauer verheißt, durch alle ihre Finsternisse, die uns auch Sonnen und Sterne nicht genügend zu erhellen vermögen, hindurchzutasten nach einem Licht, das wirklich wegweisend für uns werden kann.

Diesem unserm innersten Sehnen und Streben kommt die Botschaft Jesu entgegen: „Ich bin das Licht der Welt", und er hat dies Wort nicht nur gesprochen, sondern er hat es schöpferisch werden lassen in einer Strahlenwirkung sondergleichen. Ja, was Christus in diese Welt hat hineinstrahlen lassen an großen erlösenden und erneuernden Gedanken und Kräften, rechtfertigt durchaus Luthers Weihnachtslied: „Das ew'ge Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein, es leucht't wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht." Auch wir werden es wohl als die größte und beseligendste Erfahrung unseres Lebens bezeichnen, von Kindheit an unter der Strahlenwirkung des Geistes und der Liebe Jesu gestanden zu haben, es gespürt zu haben, wie sein Licht leuchtete, auch wenn die Finsternis des Lebens mitternächtig und undurchdringlich werden wollte, wie sein Licht wärmte, auch wenn unser Herz unter schwerstem Leid und Weh zu frieren und zu zittern begann, wie sein Licht Ziele zeigte, auch wenn unsere Augen nichts als Irrwege und Irrsale sahen. Darum sprechen wir gewiß ein freudiges und dankbares Ja und Amen zu seiner frohen Botschaft: „Ich bin das Licht der Welt, und wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern er wird das Licht des Lebens haben." Was könnte es darum für uns Seligeres geben, als unserm Lichtkönig Jesus Christus unentwegt nachzufolgen mit dem Gelöbnis „Ich will dich lieben, schönstes Licht, bis mir das Herze bricht."

Aber gerade die Nachfolge Christi zwingt uns nun wieder mitten in die Welt hinein, denn der Weg Christi führt nicht direkt, gleichsam vertikal zum Himmel empor, sondern horizontal mitten durch diese empirische Welt hindurch. Freilich war für ihn diese Welt niemals das Letztgegebene, aber doch immer das Gottgegebene, durch das er sich von seinem Vater im Himmel ebensowohl Grüße sagen wie Aufgaben stellen ließ. Er hat die wirkliche Welt niemals umgangen, sondern er ist mitten durch sie hindurchgegangen, auch durch ihre größten Schwierigkeiten und Nöte. Er hat an ihr gearbeitet und um sie und mit

ihr gerungen bis zum Tode am Kreuz und gerade aus der dunkelsten Nacht sein Licht am hellsten hervorstrahlen lassen. Ihm nachfolgen heißt für uns nichts Anderes, als Fackelträger seines Geistes und seiner Liebe mitten in dieser Welt und für diese Welt zu sein. Nichts braucht die Welt gerade in der Gegenwart so sehr als echte Christen, die den heiligen Willen haben, eben vom Standpunkt des Christentums aus die Welt zu beurteilen, zu beeinflussen und zu behandeln. Aber erscheint uns dieses Sicheinlassen mit der Welt nicht gerade heut als ein sehr schweres und kühnes Unterfangen? Die Welt bebt heute doch förmlich im Sturm der internationalen Auseinandersetzungen, im Sturm der innerpolitischen Kämpfe, im Sturm der widerstreitenden Weltanschauungen. Wo sollen wir als Christen da ansetzen und eingreifen? Fehlt uns nicht schon die nötige Sachkenntnis, um zu den brennenden Fragen und Problemen der Gegenwart Stellung zu nehmen? Möchten wir uns da nicht lieber zurückhalten und schweigen, als uns mit unserm kleinen Lichtlein in die Sturmzonen des öffentlichen Lebens hinein zu wagen?

Nun, der Geist Christi treibt uns wahrlich nicht dazu, gebotene Grenzen zu überspringen, oberflächliche Urteile abzugeben über Dinge, die wir nicht verstehen, oder christliche Kurpfuschereien zu versuchen. Wohl aber zwingt er uns dazu, auf dem Platz, an dem wir stehen, in der Umgebung, in der wir leben, und in dem Amt, das wir führen, das Licht des Christentums hell aufleuchten zu lassen in einem Leben voll Zucht und Reinheit, in einem Wirken voll Liebe und Güte, in einem Kampf voll Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Wenn es allen, die sich Christen nennen, wirklich Ernst damit wäre, sich als Lichtträger und Lichthüter des Geistes Christi zu bewähren, wenn auch an noch so bescheidenem Platz, wenn auch in noch so engen Grenzen, o wie hell müßte es dann in unserm Lande werden! Ja, die vielen einzelnen Lichtlein würden dann zusammen den Lichtschein eines christlichen Gemeinsinns erzeugen, der unser ganzes deutsches Land bis zum Firmament hin überstrahlen würde, und von dem dann auch alle großen Volksfragen und Weltfragen die rechte Beleuchtung bekommen müßten. Ja, es würde sich dann zu verwirklichen anfangen, was uns in dem Wort „Christliche Welt" als Ideal vorschwebt.

Laßt uns, liebe Freunde, dies Ideal treu im Auge behalten, laßt uns auch mitten in allen Finsternissen und Wirrnissen der Gegenwart getrost und fröhlich an das Wort unseres Herrn und Meisters glauben. „Ich bin das Licht der Welt", aber laßt uns auch ebenso die große Verheißung und Verpflichtung zu fassen und zu tragen suchen, die in seiner Botschaft an uns liegt:

„Ihr seid das Licht der Welt!"

Görlitz Carl Onnasch

Daniel Greiner

Still,
stark,
fest bis ins Mark,
aufrichtig,
aufrecht,
Niemandes Knecht.

Das ist, nach seinen eigenen Worten, Daniel Greiner, der Bildhauer, Maler und Schwarzweißkünstler, der nun 60 Jahre alt ist. Offenbar noch in ungebrochener Lebenskraft, aber doch so, daß sein Werk fest umrissen ist. Noch aus einigen Worten mögen wir seine „Gestalt" schauen:

Es mögen Andere zu dir beten,
die dich verstehen,
die dich kennen.
Ich kenne dich nicht.
Ich weiß auch nichts von dir.
Ich fühle tief nur überall:
Wie nah du bist.

Was soll dies mein Werk? Nichts soll mein Werk als dasein. Nun ist es da. Es lacht und spricht und weint für alle, die ihm begegnen sollen auf ihrem Weg. Mein Werk, ich grüße dich! Aber nicht mehr hängst du mir an. Wohl bist du mir wichtig, aber nicht mehr Gewicht. Nun bin ich los aller Fesseln. Frei will ich wandern, frei auch vom Werk. Wichtiger als das Werk sei mein Wirken. Wesentlicher als das Schaffen sei mir das Leben ...

Gott ist, so er in dir ist.
Gott ist nicht, so er nicht in dir ist.
Ist Gott in dir, so hat alles Fragen ein Ende.
Erkennen und Handeln
webt und wirkt er in dir,
wirkt durch dich sein Werk,
dein Werk,
das Werk der Ewigkeit.

... Wo ist Gerechtigkeit? Du mußt sie schaffen, o Mensch, du mußt sie nähren mit deinem Blut, daß sie werde aus Traum und Dichtung zu bluthaftem Wesen. Du mußt schmieden ihr Schwert zum Kampf mit dem alten Lindwurm brutaler Gewalt. Wo ist Gerechtigkeit? Du, o götterschaffender Mensch, sollst den Thron ihr bauen, daß sie wese und walte mitten unter euch, mitten in euch! ...

Nicht mehr heb' ich gefaltete Hände auf zu Vateraugen.
Nicht mehr blinzle ich fragenden Blicks nach einem sphinxäugigen Schicksal.

Aber in stillen Nächten höre ich schlagen dein Herz,
o Mutter Erde, und auch im Lärm des Alltags singt
durch Jauchzen, Klagen und Stöhnen dein starker Puls.

... Was, Kirchen und Tempel? Laßt sie stehen, die Häuser Gottes mit ihren spitzigen, spießigen Türmen und lärmenden Glocken, mit ihren lastenden, dunklen Dächern, mit ihren bunten, blindmachenden Fenstern. Laßt sie stehen als warnende Mahner! Draußen wogt der Strom des Lebens. Da singt dem neuen Gott das neue Lied, das Lied der schaffenden Menschheit.

... Ach, wie sie stöhnen, die Brüder und Schwestern. Hörst du den gellenden, schneidenden Kampfruf der Führer? Dort ist dein Feld, dort münde dein Werk! Sieh diese Helden! Blut und Grauen ist noch ihr Lorbeer, Ketten ihre Kränze. Durch Blut und Grauen aber blitzt ihr Auge, und in ihre Hand ist das Gericht gelegt. Tritt in ihre Reihen! Siehe, sie stehen allein, von ihren eigenen Brüdern gehaßt, daß sie stören mit Kampfruf und Schwertklang den liebgewordenen Schlaf. Seele, du fandest die Götter dort drunten in tiefen Tälern der Not. Dort keuchen sie und kämpfen den Kampf auf Leben und Tod. Dort steht die Wahrheit. Komm, o Kind der Gerechtigkeit; wir geben dir unser Blut.

Das ist geschrieben von 1906 bis 1926. Greiner soll Kommunist sein. Das geht mich nichts an. Aber ohne jene Worte von ihm bleibt Vieles in seinem Werk uns fremd. Denn ihm ist die Bibel eben nicht einfach die Heilige Schrift und eines geheimnisvollen Gottes Offenbarung. Er schreibt selbst (1927):

Man vermißt das Heilige, Göttliche an meinen Holzschnitten. Damit hat man recht, wenn man sich in christlich-religiösem Sinn an meinen Bildern erbauen will; unrecht aber insofern, als meine Bilderbibel wohl genau so viel Religiöses enthält wie die Bibel selbst ... Die Bibel will gar nicht ein Religionsgeschichtsbuch, sondern eben Geschichtsbuch sein. Ich habe meine helle Freude an diesen prachtvollen Geschichten schon seit meiner frühsten Kindheit, wo ich sie, in der täglichen Morgenandacht kapitelweise vom Vater vorgelesen, mit wahrem Heißhunger hörte, und es scheint mir eine große Aufgabe gerade darin zu liegen, die biblischen Geschichten einmal nur als Geschichten darzustellen, ohne alle christlich-theologischen Zu- und Abtaten, rein als großartiges Erzeugnis altisraelitischer Erzählerkunst. Aus dem gleichen Boden wächst auch meine Realistik. Ich habe an den biblischen Geschichten immer das echt Morgenländische geliebt ... Die Bibel schildert die Menschen ohne christlich-moralischen Anstrich. Ungeschminkt ziehen die Helden daher mit all ihrem Menschentum. Ich kann und mag die Bibel nicht moralischer machen, als sie ist. Das würde ich als eine Sünde empfinden vor diesem gewaltigen Menschheitsdokument ... Meine Ehrfurcht vor diesem Buch ist viel zu groß, als daß ich es wagen könnte, an ihm herumzuschneiden.

Der religiöse Drang also ist durchaus da. Er ist vermutlich größer als bei den meisten unter uns; das Gefühl, unter absoluter schaffender Notwendigkeit zu stehen; zu zeugen von der Ueberfülle in seiner Seele; das Pathos, welches aus Herzensnot, Leid und Seligkeit geboren wird; das Kritik kaum verträgt; wie will man den Lauf kritisieren, den ein Gebirgswasser nimmt?

Der Oheim seiner Mutter war das Haupt einer religiösen Sekte gewesen, von seinen Anhängern verehrt „wie ein Vater und Prophet"; zu der Kirche in scharfem Gegensatz. Der Großvater väterlicherseits ein Bürgermeister, streng in kirchlicher Ordnung, der den Sohn gern als Geistlichen gesehen hätte. Der aber ging in ersten Jünglingsjahren zu den Stundenbrüdern und wurde dafür zur Strafe zu einem alkoholfreudigen Schuhmacher in die Lehre gegeben. So lernte der Vater Greiners mit innerer Not dieses ehrsame Handwerk, fand sein gutes Fortkommen dabei mit Weib und Kind und zwölf Gesellen,

bis eben doch der Wortkünder in ihm durchbrach und er, bei schmaler Kost, ein glühender Helfer der Inneren Mission wurde.

Daniel war das siebente Kind dieser Ehe, hat die letzten Kräfte der nun leidenden Mutter genommen, die dennoch der hellste Stern in der Erinnerung des Sohnes blieb. „Vater und Mutter haben mir manchmal gesagt, es sei über keinem ihrer Kinder so viel gebetet worden als über mir." Gute Erbmasse und fromme Erziehung; aber kein Kopfhängertum, sondern angeborener Eigenwille, ein Sturmwind der Frömmigkeit von jener Art, die im besten Sinne revolutionäre Kraft besitzt. Dieser Knabe wird nun Theologe und ist mit 25 Jahren Rektor mit vielen Religionsstunden, die genau nach dem Katechismus zu geben sind. Der Rektor stimmt nicht mit jedem Stück überein, will sich mit seiner kirchlichen Behörde aussprechen, wird aber vom Juristen kurz bedeutet, er habe sich den Kirchenverordnungen zu fügen oder zu gehen. Also geht er in Trotz gegen die Obrigkeit, in Demut und Gehorsam gegen den „heimlichen höheren Willen"; denn das Schicksal will es, daß er nun Künstler wird. Er hatte nicht umsonst seine Doktorarbeit über Kant gemacht und erlebte den kategorischen Imperativ.

Zuerst wurde er Bildhauer, dann Graphiker. 1903 erscheint von ihm ein farbiges Holzbildwerk: An die Nacht. 1914 entsteht die Passion und nun eine außerordentlich große Reihe von Werken auf religiösem Gebiet, vor allem in schnellen Folgen die Greiner-Bibel (noch nicht fertig); doch auch Gemälde und eine Reihe mächtiger Freskobilder. Wer eine Uebersicht über die Werke haben will, dazu Preise usw., schreibe an den Felsbergverlag in Jugenheim a. d. Bergstraße (Hessen).

Wir haben vor uns das Werk eines eigengewachsenen Menschen. Es ist Sturm und Trotz darin, Bilder starker innerer Schau. Da ist nichts gemacht, alles ehrlich und echt, kantig und herb, darum deutschester Art, ohne jene Vermählung mit romanischer und romantischer Schönheit, wobei ich wohl weiß, daß romanisch und romantisch im Grunde Gegensätze sind; aber wir denken bei romantischer Malerei gern an die Nazarener, an die nun freilich bei Greiner nichts erinnert, es sei denn, daß Seele in der Kunst sei. Aber dann ist diese Seele bei Greiner heiß und leidenschaftlich und bei aller Herbe dennoch sinnlicher, und wiederum besinnlicher Art.

Der Leser spürt schon, daß man nach meiner Erfahrung so ganz leicht an Greiner nicht herankommt. Er lockt nicht; er löst auch nicht immer, aber er lebt. Nach Art der Propheten tut er einem zuweilen Gewalt an. Die Greiner-Bibel ist keine von jenen, wie ich sie als Knabe gern betrachtete, wenn ich krank war. Sie ist überhaupt nicht im Hinblick auf Kinder geschaffen; sie ist auch nicht frauenhaft; sie ist ganz männlich, auch mit der Rauheit des Mannes; manchmal völlig geistig, manchmal von sinnlichem Temperament, also wieder nach der Polarität des Mannes geschaffen; nur daß wir dabei doch in dem eignen religiösen Verlangen von dem Wunsch nach milderer Schönheit schwer loskommen. Und wenn ich an die Jugend denke, an die völkische im Gegensatz zur kommunistischen, so wird sie doch betroffen sein, daß der jüdische Typus so stark herausgearbeitet ist, nicht in der Gestalt Christi, auch nicht in der der Propheten, aber in der Umgebung dieser ganz Großen, sonderlich auch bei den Frauen und manchmal beim Kind. Der Knabe Isaak auf dem Opferaltar, — nein (obgleich ich wahrlich zu den bewußten Judenfreunden gehöre), das ist der „Judenjunge", der uns unsympathisch ist.

Die Christusgestalt — Greiner ringt hart mit ihr. Er gibt sie stark, heroisch, hingerissen ekstatisch, vom Leid zerbrochen, doch auch zuweilen von milder Schönheit (z. B. in dem Bild: Ich bin der Weinstock). Es ist nicht der Gott, der unter die Menschen tritt, sondern der Mensch, von helfendem Schöpferdrang erfüllt. Greiner kann, z. B. in seinen Bildern zu den prophetischen Büchern, den Menschen sehr stark Buße predigen. Aber das Menschliche steht für ihn nicht einfach unter dem Gericht des ganz anderen Gottes, sondern es ist eine Aufgabe, der Erfüllung möglich ist, wobei freilich mit unerbittlichem Ernst verlangt wird, ganzer Mensch zu sein und kein Tier.

Von hier aus begreift sich auch die Gottesgestalt des Künstlers. Ich anerkenne in der gesamten Kunst nur bei zwei Meistern das Wagnis, ein Gottesbild geschaffen zu haben, bei Pheidias und Michelangelo; dort ist es die erhabene Ruhe des erfüllten Seins, hier der Orkan des ewigen „Werde". Greiner stellt, auch in der Schöpfungsgeschichte, offenbar bewußt nicht „den ganz anderen Gott" dar, sondern Menschentum, sofern sich in ihm Gottes Kraft und Gewalt offenbart, auch und erst recht in dem Bild zum ersten Schöpfungstag. Man sehe das nicht als frevelhaft an. Mögen ganz Auserwählte Gott selbst geschaut haben, für uns Andere — und das sind wir alle — bleibt Gott das Geheimnis, auch als Vater der Liebe, den wir in Christus *glauben*; für das zudringende Auge bleibt Gottes Liebe bedeckt durch den Jammer der Welt, den wir doch nicht einfach auf die Sünde abstellen wollen; denn das Tier hat keine Sünde; aber es frißt und wird gefressen. So gibt Greiner das, was als Gott im Menschen werden soll. Vielleicht darf man sagen: er glaubt, mit all seiner verzehrenden Glut, an den Menschen und darum an Gott. Sein Weg geht von unten nach oben. Es ist der Weg der darstellenden Kunst. Mögen wir uns in seine Bilder und in seinen Bildern finden oder nicht; jedenfalls gibt uns Daniel Greiner eine große Schau ganz starken Menschentums, das eben darum über sich hinausbrechen will.

Dresden *Carl Mensing*

Die Bibliothek Harnacks und Harnack als Bibliothekar

Die Begründer der „Christlichen Welt", Rade, Bornemann, Loofs und Drews haben sich als Schüler Adolf Harnacks kennengelernt und zusammengefunden, in dessen Leipziger Dozentenjahren, vor fast zwei Menschenaltern. Und wenn *ein* deutscher evangelischer Theolog starken Einfluß auf unser Blatt behalten hat, dann Harnack. Das erste Mal, als es in lebhaftesten Streit verwickelt wurde, vor vierzig Jahren, war der Anlaß Harnacks Erklärung über das Apostolikum und die ihr folgende Eisenacher Erklärung von Freunden der CW.

Noch im letzten Jahrzehnt hat Harnack an der CW bedeutsam mitgearbeitet, in seinem vorletzten Lebensjahre durch den Aufsatz „Die Neuheit des Evangeliums nach Macion" (1929, 362 ff.), 1926 durch die Aufsatzreihe „Die Entstehung der christlichen Theologie und des kirchlichen Dogmas" (Nr. 15 bis 20, als Sonderdruck in der „Bücherei der Christlichen Welt" erschienen, Gotha, Klotz); mit der jüngsten theologischen Schule hat er sich auseinandergesetzt in seinen „Fünfzehn Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen" (1923, Sp. 6 ff., vgl. ebd. 142, 305). So ist jeder wichtige Beitrag zum Bilde seines Wesens bei den Lesern der Christlichen Welt des Dankes und des Interesses sicher.

Zu Harnacks über die Theologie hinausreichender wissenschaftlicher Tätigkeit gehörte sein Wirken als Leiter der Berliner Staatsbibliothek. Schon lange, ehe er zu solchem berufen war, hat er in der Art, wie er seine umfängliche eigene Büchersammlung ausgestaltete, seinen Sinn und sein Schaffen charakteristisch betätigt. Jetzt hat einer seiner Söhne, der Bibliotheksrat *Axel von Harnack* in Berlin, in einem Aufsatze des Zentralblatts für Bibliothekswesen (1932) die Bibliothek Adolf von Harnacks behandelt. Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und des Verlags (Otto Harrassowitz in Leipzig) geben wir ihn hier zum größten Teile wieder.

Im Herbst 1930 erwarb das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Bibliothek Adolf v. Harnacks, meines Vaters. Der größte Teil der Sammlung ist inzwischen seiner neuen Bestimmung nach den Intentionen des Ministeriums zugeführt worden. Einige Mitteilungen und Erinnerungen über Entstehung, Umfang und Bedeutung dieser Privatbibliothek werden daher den Lesern des Zentralblatts erwünscht sein.

Vom Beginn seiner Studienzeit ab bis zu seinem Tode — also während eines Zeitraums von mehr als 60 Jahren — hat Harnack Bücher gesammelt. Sie waren das unentbehrliche Handwerkszeug seiner täglichen Arbeit. Durch regelmäßige Käufe und Geschenke ist seine Bibliothek allmählich zu einem Umfang angewachsen, der ihre Unterbringung zu einer ernsten Schwierigkeit für ihren Besitzer machte. Schon im Jahre 1910 füllte sie drei mittelgroße Zimmer vollkommen aus und beanspruchte zuletzt etwa 250 laufende Meter. Die für Bücher ausgeworfenen Summen waren Jahrzehnte hindurch sehr erheblich; für die letzten Jahre vor dem Kriege möchte ich sie auf jährlich mindestens 600 Mark schätzen. Meist wurde ein Berliner Sortiment beschäftigt, bei dem fest bestellt wurde. In früheren Jahren erfolgten zahlreiche antiquarische Ankäufe

auf Grund von sorgfältig studierten Katalogen. Während der letzten 30 Jahre ist die Bibliothek besonders stark durch Geschenke gewachsen. Solche gingen von Freunden und Schülern, aber auch von ganz Unbekannten, in großem Umfang aus Deutschland wie auch aus dem Auslande ein. Häufig waren es Gegengaben für Bücher und Aufsätze, die Harnack in liberaler Weise zu versenden pflegte. Sein Bedarf an Exemplaren seiner eigenen Schriften war angesichts seines vielgestaltigen Lebens- und Wirkungskreises so groß, daß er fast stets über die übliche Freiexemplarzahl hinaus von seinen Verlegern Stücke hinzukaufen mußte, um alle die bedenken zu können, in deren Händen er ein neues Werk als Geschenk zu sehen wünschte. Einen für den Redakteur einer kritischen Zeitschrift charakteristischen Zuwachs bildeten die Rezensionsexemplare. Mehr als 600 Werke hat er meist in seiner „Theologischen Literaturzeitung" angezeigt und diese sowie zahlreiche andere, die er in gleicher Eigenschaft erhielt, wohl sämtlich aufbewahrt. Sehr stark war der Einlauf an Zeitschriften; es gingen ihm zuletzt etwa 40 regelmäßig zu. Bedeutend war ferner die Sammlung von Akademieschriften. Harnack war — meist mehrere Jahrzehnte hindurch — Mitglied der Akademien von Amsterdam, Berlin, Boston, Erfurt, Gothenburg, London, München, Neapel, Oslo, Paris, Rom, Stockholm, Upsala und Wien. Die Schriften, die er von diesen Gesellschaften erhielt, hat er aufbewahrt. Er gönnte keineswegs allen Büchern und Zeitschriften, die er erhielt, Aufnahme in seine Bibliothek. Täglich wanderten solche — stets mindestens „in der Diagonale gelesen"; das war sein Ausdruck — in den Papierkorb. Nicht weniges wurde an Verwandte und Studenten verschenkt. Laufend überwies er — nicht nur während seiner Amtszeit — der Staatsbibliothek Schriften, die ihm zugingen. Erschien es zweifelhaft, ob ihm eine Zusendung in seiner Eigenschaft als Generaldirektor oder persönlich galt, entschied er regelmäßig zugunsten der öffentlichen Anstalt.

Die Bibliothek hatte mehr als ein Menschenalter in seinem Arbeitszimmer Platz gefunden — bei den Vorbereitungen eines im Jahre 1910 erfolgenden Umzuges ergab sich, daß sie zu groß für das neue Haus sei und zu viel enthielte, was nur selten gebraucht wurde. Deshalb wurde eine Teilung beschlossen und eine Dépendance in einem der damals noch zahlreich verfügbaren leeren Magazine der Staatsbibliothek geschaffen. Bei dieser Teilung ließ der Besitzer jedes Buch durch seine Hand gehen. Diese Maßnahme erschien auch noch aus einem inneren Grunde angebracht. Ein Jahr nach der Uebernahme der Generalverwaltung der Staatsbibliothek wurde Harnack in seinem Amte als Professor der Kirchengeschichte entlastet durch die Berufung des Professors Karl Holl, der vor allem die mittlere und neuere Epoche vertreten sollte. Harnack hat seit dieser Zeit keine Hauptvorlesung über diese Abschnitte der Kirchengeschichte mehr gehalten und glaubte deshalb auf die unmittelbare Nähe der entsprechenden Teile seiner Bibliothek verzichten zu können. In seinem Studierzimmer sollten nur bleiben die Bücher über alte Kirchengeschichte, Patristik, Dogmengeschichte und das Neue Testament. Alles andere — einschließlich fast aller Zeitschriften — wanderte in die Staatsbibliothek. Dort fand es bald im Neubau in dem großen, im zweiten Stock gelegenen Amtszimmer des Generaldirektors teils offen teils in Schränken Platz. Nach kurzer Zeit reichte auch dies Zimmer nicht, und es mußte ein zweites, daran anstoßendes mitbenutzt werden. Als Harnack im Jahre 1921 das Amt des Generaldirektors niedergelegt hatte, wurden seine Bücher in das erste Stockwerk gebracht, wo sein Amtsnachfolger ihm zwei geräumige Zimmer dafür zur Verfügung stellte. Er hat dies besondere Entgegenkommen stets dankbar empfunden — befreite es ihn doch von einer großen Verlegenheit. Das eigene Haus hätte die Bibliothek nicht mehr aufnehmen können. Von vornherein war in Aussicht genommen, die Hausbibliothek in dem durch die Größe des Arbeitszimmers gegebenen Umfang zu halten und den gesamten Zuwachs in der Staatsbibliothek unterzubringen. Sollte also ein neuerworbenes Werk im Studierzimmer seinen Platz finden, so mußten Bücher gleichen Umfangs in die Staatsbibliothek wandern. Es ergab sich daraus die Notwendigkeit regelmäßiger und häufiger Büchertransporte. Die Teilung der großen Bibliothek legte es bald nahe, sie zu katalogisieren. Die Anregung dazu ging nicht von Harnack aus, der sich lange Zeit hindurch mit Sicherheit in seinen Büchern zurechtfand. Es war ihm dies möglich, weil er die Gewohnheit hatte, am Ende eines jeden Arbeitstages alle gebrauchten Bücher wieder an ihren Platz zu stellen ohne Rücksicht darauf, ob er etwa am nächsten Morgen die gleichen Bücher wieder herbeizuholen hatte. Dadurch prägte er sich ihren Standort genau ein.

Was enthielt nun die Bibliothek? Einzelne Werke aufzuführen ist hier nicht statthaft. Der Besitzer war durch sie imstande, all seine vielgestaltigen Arbeiten durchzuführen, ohne eine öffentliche Bibliothek in ausgedehnterem Maße benutzen zu müssen. Er durfte sich im großen und ganzen von einer solchen unabhängig fühlen, und es war in den letzten 20 Jahren stets eine Ausnahme, wenn er sich ein Buch aus der Staatsbibliothek kommen ließ. Ueber die Erfordernisse der täglichen wissenschaftlichen Arbeit hinaus bot ihm sein Besitz an Büchern noch alles, was er an allgemeiner Anregung, Belehrung und Wiedererinnerung brauchte. Hiermit wird der Umfang der Sammlung am besten umgrenzt. Außer den hauptsächlich gepflegten, schon genannten theologischen Disziplinen besaß er eine Fülle wertvoller Bücher aus dem Gesamtgebiet der Geschichte, Bibliothekskunde, klassischen Philologie, Philosophie und Nationalökonomie. Man vermag auf den besonders bearbeiteten Feldern von Vollständigkeit in der neueren Literatur zu sprechen. Einen wesentlichen Teil der Bibliothek bildeten die von dem Vater, Professor der praktischen Theologie Theodosius Harnack (1817—1889), ererbten Bücher. Es sind dies Werke aus der Spezialdisziplin des Vaters, zahlreiche theologische Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts in Folianten und Werke über Luther. In die Subskription auf die Weimarer Lutherausgabe war der Sohn nach dem Tode des Vaters eingetreten. Obwohl er lange Jahre Mitglied der Lutherkommission, später ihr Vorsitzender war, hat er kein Freiexemplar der Ausgabe annehmen wollen. Besonderen Wert legte er darauf, Textausgaben aller bedeutenderen Kirchenväter zur Hand zu haben. Die vielbändige Maurinerausgabe des Augustin hat er sehr früh durch Zufall erworben. Bei einem Apfelsineneinkauf auf dem Marktplatz in Messina sah er, wie die Marktfrau die Früchte in Blätter einwickelte, die sie aus einem vor ihr liegenden, in Pergament gebundenen Quartanten herausriß. Es stellte sich heraus, daß sie die Augustinausgabe vor sich hatte. Die Erwerbung gelang sogleich für 20 Mark. Das Werk erwies sich als wenig beschädigt und leistete Jahrzehnte hindurch die besten Dienste. Höchst charakteristisch für den Besitzer war die lange Reihe der Gothaischen Hofkalender. Diese genealogischen und statistischen Nachschlagewerke gehörten zu den meistgelesenen Büchern: es verging kaum ein Abend, an denen er sie nicht aufschlug. Er schöpfte aus ihnen ebenso immer neue Anregungen zu historisch-politischen Betrachtungen, wie er die festen und ausgebreiteten Kenntnisse der tatsächlichen Verhältnisse des Erdballs auf ihr regelmäßiges Studium gründete. Sein exaktes und präsentes Wissen auf diesem Gebiete hat sich allen, die ihm nahegetreten sind, als wesentlicher Zug seiner Persönlichkeit eingeprägt. Zu dem Kalenderstudium trat ergänzend das der Karten. Wenige Bücher der Bibliothek zeigen so sehr die Spuren langjähriger Benutzung wie die Atlanten. Mochten es historische oder allgemeine sein — allen schenkte er sein Interesse; ja jedes neue Werk, das Karten enthielt, war seiner besonderen Aufmerksamkeit sicher. Auch dem Reichskursbuche, das er sich häufig anschaffte, und das er auch in Zeiten gern studierte, in denen keine Reise unmittelbar bevorstand, wußte er lehrreiche Erkenntnisse abzugewinnen. Auf dem Gebiete der antiken Geographie war er selbst forschend tätig, wie seine „Mission und Ausbreitung des Christentums" zeigt, welcher er einige Karten beigegeben hat.

Kaum minder interessant als der Bestand war, was aus verschiedenen Gründen in der Bibliothek nicht enthalten war und was man in ihr vielleicht hätte erwarten können. Es fehlte Mignes Patrologie. Zwar waren eine Reihe einzelner Bände vorhanden. Ein Angebot für beide Serien zu 4000 Mark, das der junge Gießener Professor in den achtziger Jahren erhielt,

mußte er der Höhe des Preises wegen ausschlagen. Ferner fehlte die „Allgemeine Deutsche Biographie". Als Harnack die „Geschichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften" schrieb, stellte ihm die Akademie eine Summe für Vorarbeiten, vor allem Bücherkäufe, zur Verfügung. Ein Exemplar der „Allgemeinen Deutschen Biographie" wurde beschafft und, wie ein Blick in die Akademiegeschichte zeigt, außerordentlich stark benutzt. Indessen übergab Harnack das Exemplar der Akademie nach dem Abschluß seines Buches für ihre Bibliothek — vielleicht übergewissenhaft, wie er gelegentlich sagte. Er schätzte das Werk außerordentlich hoch und hat es oft in seinem Studierzimmer vermißt. Ferner fehlte die neuere Reihe der Hinrichsschen Kataloge. Die Verlagsbuchhandlung Hinrichs schenkte sie Harnack regelmäßig — war er doch als Autor eng mit ihr verbunden und sein Interesse für Bibliotheksfragen bekannt. Die in Leder gebundene kostbare Serie hat Paul Schwenke in Harnacks Bibliothek vor 20 Jahren entdeckt und ihn gebeten, sie der Staatsbibliothek zu schenken, in der ein weiteres Exemplar dringend nötig sei. Harnack willigte ein. Die Reihe wird noch heute in der Kaufakzession der Staatsbibliothek benutzt. Ein Konversationslexikon war in der Bibliothek nicht enthalten, vielmehr nur die großen deutschen und englischen theologischen Enzyklopädien beider Konfessionen sowie der „Pauly-Wissowa" in alter und neuer Ausgabe. Wenn Harnack auch auf die Anschaffung eines allgemeinen Lexikons verzichtete, so schätzte er die deutschen Leistungen auf diesem Gebiete doch hoch ein. Er verschenkte gelegentlich solche Werke und empfahl Anderen, sie zu erwerben.

Einige empfindliche Verluste hat die Bibliothek durch zu liberales Verleihen an Freunde und Schüler erlitten. Der Besitzer schränkte deshalb das Ausleihen in den letzten Jahrzehnten stark ein. Vor allem wehrte er sich gegen das Ausborgen einzelner Teile mehrbändiger Werke. Er nötigte in solchem Falle seinen Bekannten lieber die Mitnahme des ganzen Werkes auf. Nur selten schrieb er seinen Namen in seine Bücher, und nur einer Widmung ist der glückliche Zufall zu verdanken, daß geraume Zeit nach seinem Tode in der ebenfalls aufgelösten Bibliothek seines verstorbenen Schwagers, Professor Hans Delbrück, ein ihm gehörendes Buch gefunden und seiner Familie zurückgegeben wurde. Das Aussehen der Bibliothek war das charakteristische einer Gelehrten-Arbeitsbibliothek. Der Besitzer sah in erster Linie — oder eigentlich nur — auf den Inhalt seiner Bücher. Typen, Einband, Papier spielten eine durchaus sekundäre Rolle. Infolgedessen bevorzugte er einfache Leinen- oder Kalikobände mit weißen Rückenschildern, die er meist eigenhändig beschrieb, und für die er gelegentlich sogar seine, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte eigentümliche Stenographie verwandte, in der er auch Kopien wichtiger Briefe selbst anfertigte. Trotzdem besaß er natürlich eine stattliche Anzahl kostbarer Bücher, die er als Geschenk erhalten hatte, namentlich auch Privatdrucke. Der Wert nicht weniger solcher Werke war gesteigert durch handschriftliche Widmungen. Theodor Mommsen hatte z. B. auf den Umschlag eines von ihm herausgegebenen Bandes der Monumenta Germaniae (Auctores antiquissimi) die Worte geschrieben: „Optimo amico pessumum librum." Von Gerhart Hauptmann befanden sich ebenfalls Werke mit eigenhändigen Widmungen in Harnacks Besitz. Bei einem Herbstaufenthalt auf Sylt im Jahre 1909 waren sich beide Männer näher getreten und hatten bei der Abreise nach längerem Zusammensein und zahlreichen Unterhaltungen verabredet, jeder solle dem Anderen nach der Rückkehr nach Hause dasjenige seiner Werke übersenden, welches er für sein bestes hielte. Hauptmann empfing „Das Wesen des Christentums"; Harnack „Und Pippa tanzt".

Umfangreich war die Sammlung von Broschüren und Sonderabdrucken. Sie nahm etwa 50 Kapseln ein, die der Besitzer selbst in großen Gruppen zusammengestellt hat. Doch ist er von diesem Prinzip in den letzten 30 Jahren abgekommen. Er zog es vor, diese kleinere Literatur, soweit sie aufhebenswert erschien, in die größeren Werke, vor allem in die Textausgaben hineinzulegen. Manche Bücher erhielten dadurch ein unförmliches Aussehen. Wie die kleinen Schriften behandelte er auch einen Teil der gelehrten Korrespondenz und die Rezensionen der eigenen Arbeiten. Ein bedauerlicher Verlust ist es, daß gerade die nach dem Erscheinen des letzten Hauptwerks „Marcion" (1921) eingelaufenen Briefe und Besprechungen, die ein starkes Konvolut bildeten, verloren sind. Wahrscheinlich wurden sie versehentlich in den Papierkorb geworfen.

Harnack hat eine große Bibliothek zusammengebracht, und doch war er kein „Sammler" im engeren Sinne. Er besaß nicht einmal seine eigenen Schriften vollständig. Er liebte die Bücher um ihres Inhalts willen, aber er war kein Bibliophile. Er war ein Forscher. Seiner Produktionskraft, deren Charakterisierung hier beiseite bleiben muß, entsprach seine Konsumptionskraft. Jahre hindurch erhielt er außer dem täglichen Zeitschrifteneinlauf durchschnittlich an jedem Tage ein neues Buch zugesandt. Er las und beantwortete es sogleich brieflich oder mit einer Postkarte. In diesen Antworten steckten nicht nur sein Dank und seine Kritik, sondern auch seine Exzerpte; denn was er geschrieben hatte, haftete in seinem Gedächtnis, auch wenn er es nicht in seinen Händen zurückbehielt. In sehr zahlreichen Büchern finden sich Notizen; ja er hat selbst bemerkt, daß einzelne Werke, namentlich Textausgaben, so stark mit kaum lesbaren Randbemerkungen aus verschiedenen Phasen seines Lebens durchsetzt sind, daß sie in ihrem Werte gemindert sind, und daß Andere sie kaum mehr zu brauchen vermögen. Er pflegte auch einen Teil seiner Vorbereitung auf Seminarübungen in solchen Marginalien festzuhalten.

Ueber das Schicksal seiner Bibliothek hat er in seinen letzten Lebensjahren gelegentlich gesprochen. Er wußte, welcher Wert in ihr stecke, wußte aber auch, wie schwer es sein würde, die Bibliothek zu nutzen. Daß keine einzige deutsche wissenschaftliche Bibliothek sie als Ganzes aufnehmen und brauchen könne, war ihm klar. Es hätten sich zu zahlreiche Dubletten ergeben. An ein ausländisches Institut oder an eine Firma zu Lebzeiten heranzutreten, davor scheute er zurück. An lockenden Angeboten mangelte es nicht. Er war ein Gegner jeder Sondersammlung in einer öffentlichen Bibliothek. Er empfand sie als den Betrieb erschwerenden Fremdkörper und als Relikt unangebrachter Sammlereitelkeit. So gab es für ihn nur die Aussicht, mit seiner Bibliothek Lücken in öffentlichen Bibliotheken zu schließen und im übrigen seine Bücher für den Unterricht der Studenten nutzbar zu machen. Harnack hat seinen Hinterbliebenen die Verwertung seiner Bibliothek in diesem Sinne nahegelegt. Als Ganzes sollte sie dem Preußischen Staat zum Kauf angeboten werden, und jeder der nächsten Familienangehörigen sollte sich vorher höchstens 20 Bände zur Erinnerung aussuchen. Bei diesem Rat leitete ihn die im Laufe seines Lebens mehrfach gemachte Erfahrung, daß kostbare und einheitliche Privatbibliotheken bei ihrer Auflösung nicht selten dadurch erheblich an Wert einbüßen, daß ihnen einzelne hervorragende Werke entnommen werden, bevor sie zum Verkauf gelangen. Er legte Gewicht darauf, daß seine Bibliothek ganz wesentlich vollständig zusammengehalten würde, bis über ihr Schicksal entschieden war. Daß die Vertreter der Staatsregierung den ihnen übermittelten Wunsch des Besitzers zu erfüllen ermöglichten, wurde von den Familienangehörigen mit Dank empfunden. Die Preußische Staatsbibliothek erhielt dadurch eine stattliche Zahl ihr fehlender Werke. Es sind dies vor allem englische, amerikanische, russische theologische Schriften, ferner kleinere deutsche Literatur. Dazu treten noch eine Reihe von Werken, die in zweiten Exemplaren erwünscht sind. Den äußerlich größten Zuwachs erhielt das Theologische Seminar der Universität Berlin. Alle einzelnen Abteilungen konnten bedacht werden, vor allem die von Harnack geleitete für alte Kirchengeschichte, bei der es möglich war, eine nur in Ansätzen vorhandene, dringend nötige Handbibliothek für das Neue Testament auszubauen.

Aus dem Verhältnis Harnacks zu seinen eigenen Büchern und seiner persönlichen Bibliothekspraxis lassen sich seine Anschauungen über allgemeine Bibliotheksfragen ableiten und erläutern. Das ist bereits in Andeutungen geschehen; es sollen aber vor allem noch zwei Hauptpunkte besprochen werden: seine Stellung zu den Handschriften und zur Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses. Als Forscher nahm er beson-

deres Interesse an den Handschriften, ihrer Sammlung und Verzeichnung. In einer Zeit, in der nach seinen Worten von 1914 „die Drucklegung heute das nicht mehr bedeutet, was sie noch vor zwei Menschenaltern bedeutet hat", erschien ihm der Handschriftenbesitz das Kernstück einer wissenschaftlichen Bibliothek. Betrat er eine ihm noch unbekannte, so fragte er zunächst nach den Handschriften — fehlten sie, so war sein Interesse gemindert. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtete er auch gelegentlich neuere Bibliotheksgründungen; er vergegenwärtigte sich, daß man eine wissenschaftliche Bibliothek, an der Studien, wie sie ihm am Herzen lagen, getrieben werden sollten, nicht einfach „gründen" könne, und daß alter Bibliotheksbesitz — Handschriften, aber auch Bücher — weder nachzuschaffen noch zu entbehren sei. Lebensfähigkeit und befruchtende Einwirkung auf die Forschung glaubte er von einer Bibliothek nur in dem Maße erwarten zu können, wie ihre Wurzeln tief und fest im Erdreich der Literaturen aller Völker hafteten. Arbeiten, die auf Handschriftenforschung und -studium beruhen, hat er schon sehr früh unternommen. Ein besonderer Erfolg muß hier genannt werden: die Auffindung einer auf Purpur geschriebenen, mit Miniaturen geschmückten griechischen Evangelienhandschrift in der unteritalienischen Stadt Rossano („Codex Rossanensis"). Dieser Entdeckung (1879/80) erinnerte er sich im Alter mit Stolz, sprach auch gelegentlich von seiner summarischen Katalogisierung der Handschriften des Zisterzienserklosters Stams in Tirol (1891). Jenen Hauptteil der „Geschichte der altchristlichen Literatur", in der „die Ueberlieferung und der Bestand" dargestellt werden, kann man eine im höchsten Sinne bibliothekarische, auf Handschriften aufgebaute Arbeit nennen. An der Staatsbibliothek lag ihm die Entwicklung der Handschriftenabteilung besonders am Herzen. Für die Verzeichnung der Handschriften die Tradition Valentin Roses fortzuführen, war sein Ziel — doch entschloß er sich sogleich zu den „Kurzen Verzeichnissen", als er sah, daß im Augenblick der beste Weg ungangbar war. Den in den letzten Jahren erschienenen Katalogen der Miniaturen, die er genau studierte, stand er mit Zurückhaltung gegenüber. Auch zu den Inkunabeln gewann er kein näheres Verhältnis. Der Grund lag darin, daß die in Wiegendrucken aufbewahrte Literatur ihm für seine eigenen Studien verhältnismäßig wenig bot, und daß ihn die Inkunabelforschung, soweit sie formale Methoden anwandte, wenig interessierte. Ueberdies wußte er die Fürsorge für diesen Zweig des Bibliothekswesens, dessen allgemeine Bedeutung er natürlich nie in Zweifel zog, bei seinem Hauptmitarbeiter Schwenke in den besten Händen.

Als Forscher an Handschriften und ihren Katalogen wurde ihm der bibliothekarische Beruf nahegebracht. Die wichtigsten Bibliotheken Deutschlands, Frankreichs und Italiens — namentlich soweit sie Handschriften besitzen — kannte er persönlich als Benutzer und stand mit ihren Leitern in wissenschaftlichem Austausch. Dazu kam, daß einer seiner besten älteren Freunde, Oskar v. Gebhardt, Bibliothekar war und in seiner Person in gleicher Weise die wissenschaftlichen wie die organisatorischen Seiten des Berufs verband. Danach strebte nun auch Adolf v. Harnack, dessen amtliche Verbindung mit dem Bibliothekswesen begonnen hat, als er durch Friedrich Althoff in den neunziger Jahren Mitglied des Kuratoriums der Kgl. Bibliothek geworden war. Aus dieser Körperschaft entwickelte sich der jetzt seit 25 Jahren bestehende „Beirat für Bibliotheksangelegenheiten", dessen erster Vorsitzender Harnack wurde. Hier traten die gemeinsamen Aufgaben der Bibliotheken mit ihren Forderungen an ihn heran, von denen er bei der Uebernahme der Generalverwaltung (1905) gesprochen hatte. In erster Linie war es der Gesamtkatalog, der damals im Manuskript zur Hälfte fertig war, und für den er sich von jeher besonders interessiert hat. Doch sei als Anmerkung hinzugesetzt, daß eine Publikation, die erst nach der Amtsniederlegung Adolf v. Harnacks erschien, und die in gleicher Weise ein Dokument der Not wie der Zusammenarbeit der Bibliotheken ist, das „Gesamtverzeichnis der ausländischen Zeitschriften", seinen lebhaftesten Beifall fand und ihm imponiert hat.

Das „hohe Ideal" des bibliothekarischen Berufs, von dem er in seiner Antrittsrede von 1905 sprach, und bei dessen Aufstellung er sich an Männern wie v. Gebhardt orientierte, hat während seiner ganzen Amtszeit und auch im letzten Lebensjahrzehnt vor seinen Augen gestanden. So erklärt sich seine Haltung gegenüber den Fragen der Ausbildung und des Berufsnachwuchses. In seine Amtszeit fällt in Preußen auf diesen Gebieten keine wesentliche Veränderung. Festes Wurzeln in einem bestimmten, wenn auch kleinen Wissenschaftsgebiet, verbunden mit Aufgeschlossenheit gegenüber allen großen allgemeinen Fragen erschien ihm von grundlegender Bedeutung für den Bibliothekar. Die detailliertere Kenntnis des Buchwesens wollte er nicht allen Berufsgenossen auferlegt sehen; glaubte vielmehr, daß es diesen Zweigen niemals an genügendem Nachwuchs fehlen würde. Von einer eigenen wissenschaftlichen Produktivität des Bibliothekars versprach er sich am ehesten richtiges Augenmaß und tätigen Eifer in der Verwaltung, sowie im Ersinnen zweckmäßiger Einrichtungen für die gelehrte Arbeit Anderer. Neben den allgemeinsten Erwägungen waren es die im eigenen Studierzimmer an seinen Büchern gemachten Erfahrungen und Beobachtungen in zahlreichen Bibliotheken, die in Adolf v. Harnack die Ueberzeugung befestigten, daß die wissenschaftliche Seite des bibliothekarischen Berufes seine wichtigste sei. An ihr müsse sich alles andere orientieren. Die beste Organisation und das glatteste Funktionieren des äußeren Betriebes berge die Gefahr der Verödung in sich, wenn der Zusammenhang mit der Forschung schwach werde. Ihm selbst war diese Verknüpfung natürlich. Er hätte der Beobachtung Erich Seebergs voll zugestimmt, der in seiner Gedächtnisrede von dem „bluthaften Zusammenhang zwischen äußerlich technischer Arbeit und der großen Idee und Konzeption" sprach. Ihre Richtigkeit erweist sich ebenso bei der Würdigung des ganzen Menschen wie bei der Beobachtung der schlichten Einzelzüge, um die es hier geht.

Hatte einmal die Bibliothek Harnacks mit dem Ende seines Lebens ihren Zweck als selbstgeschaffenes und persönliches Arbeitsinstrument erfüllt, so bedeutet ihr Fortbestehen in einzelnen Teilen an verschiedenen, der Forschung gewidmeten Stätten eine harmonische Vollendung ihres Sinns. Daß gerade die Staatsbibliothek Bücher aus seinem Besitz in sich aufnahm und damit Lücken in ihren Beständen schloß, entsprach aufs beste seiner langjährigen und festen Verbundenheit mit diesem Institut. Sehr eng ist diese Lebensbeziehung gewesen: hatte Harnack doch selbst einmal gegenüber seinem Amtsnachfolger, dessen Glückwünsche er bei einem Jubiläum empfing, seinem Dank mit den Worten Ausdruck gegeben: „Wenn ich von der Staatsbibliothek höre, ist es mir, als höre ich von der Heimat." Die Lösung, die sich für das Schicksal seiner eigenen Bibliothek ergeben hat, ist ein tröstendes Symbol für das Fortwirken ihres Gründers.

Berlin Axel von Harnack

Gustav Adolfs Trutzlied

„Verzage nicht, du Häuflein klein"... welch kerniges Lied! Ein rechtes Gegenstück zu Luthers „Ein' feste Burg ist unser Gott". Nach weitverbreiteter und gut verbürgter Ueberlieferung haben die Schweden das Lied vor der Lützener Schlacht angestimmt. Als Gustav Adolfs Trutzlied ist es den Evangelischen wohlbekannt. Aber die leuchtende Sonne des Schwedenkönigs hat den Ruhm des wirklichen Schöpfers unseres Liedes gänzlich verdunkelt. Gerade jetzt im Zusammenhang mit dem Gedächtnis an Gustav Adolfs Heldentod vor 300 Jahren ist es Ehrenpflicht, auch dieses Dichters dankbar zu gedenken.

Magister Michael Altenburg heißt der Dichter des Liedes. Als sein gleichzeitiger Tonsetzer knüpfte er allerdings an vorreformatorisches Melodiengut an. Altenburg ist ein Kind des sangesfreudigen Thüringen. Er entstammt dem heute preußischen Dorf Alach auf dem westlich von Erfurt gelegenen sogenannten Bergkreis. Früher nahm man das noch etwas weiter westwärts liegende Tröchtelborn als Geburtsort an. Indes weisen die Studentenmatrikel der ehemaligen Universität Erfurt und das Erfurter Bakkalaureatsregister einwandfrei auf Alach. Das Geburtsjahr steht nicht ganz fest. Man schwankt zwischen 1583 und 1584. Kirchenbücher und sonstige urkundliche Aufzeichnungen über die Alacher Geburten oder Taufen aus jener Zeit sind weder in Alach selber noch in Archiven

vorhanden. Das meiste spricht für den Trinitatissonntag, das ist der 27. Mai, 1584 als Geburtstag. Der Vater war der nicht unbemittelte Dorfschmied. Mehr hat sich über die Familienverhältnisse nicht ausmachen lassen. Die Mutter scheint bereits in den ersten Lebensjahren des Knaben gestorben zu sein. Ob der im ältesten Alacher Kirchenbuch 1604 ohne weitere Bemerkungen nur namentlich angeführte Michael Altenburg unser Lieder- und Tondichter selber, sein Vater oder ein anderer Verwandter, vielleicht sein Pate gewesen ist, muß dahingestellt bleiben. Einer Kirchenbucheintragung von 1633 zufolge lebte damals in Alach eine Familie Michael Altenburg, deren Oberhaupt am 1. Oktober 1677 im Alter von 58 Jahren begraben wurde, also 1618 oder 1619 geboren war. Doch sind die Beziehungen dieser Familie zu der unseres Michael leider dunkel. Der Name Altenburg findet sich in der Erfurter Gegend bis zum heutigen Tage nicht selten, besonders oft in Gamstädt, einem gothaischen Dorf auf halbem Wege an der Hauptstraße von Erfurt nach Gotha. Der Name Altenburg weist natürlich auf die Hauptstadt des ehemaligen Herzogtums als Heimat dieses weitverzweigten und vermögenden Bauerngeschlechts.

Alach war eins der sieben Küchendörfer des reichen und mächtigen Erfurter Petersklosters und der bevorzugte Sommersitz des Abts. So fiel es dem Dorfschmied Altenburg nicht schwer, den jungen Michael schon mit 6 Jahren auf die berühmte Klosterschule zu bringen, um so weniger, als der Knabe sich sehr begabt zeigte. Die Klosterschule öffnete sich damals nicht mehr bloß Katholiken, sondern auch Evangelischen. Der Vater scheute fortan keine Kosten, um seinem Sohn die bestmögliche Bildung zuteil werden zu lassen, und der Sohn dankte das mit ausgezeichneten Fortschritten. Auch dichterisch versuchte er sich bereits als Schüler, und einige der sehr ansprechenden Versuche setzte er in ebenso ansprechende Musik. Alsdann widmete er sich auf der Hochschule Erfurt dem Studium der Theologie. Nachdem er die wissenschaftlichen Stufen als Bakkalaureus und als Magister der Philosophie bald genug und mit höchstem Lob erworben, wurde er 1608 Pastor zu Ilversgehofen, heute Erfurt-Nord. Bereits 1610 ging er, vielleicht aus Gesundheitsrücksichten, nach dem kleineren und stilleren Tröchtelborn, wo er bis 1621 blieb und sich auch verheiratet zu haben scheint. Von 1621 bis 1637 war er Pfarrer bei St. Bonifatii in Sömmerda. 1637 siedelte er als Diakonatsverweser an der aus Luthers Klosterzeit allgemein bekannten Augustinerkirche nach Erfurt über und folgte 1638 einem Ruf als Pfarrer an St. Andreas daselbst. Schon am 12. Februar 1640 starb er, ein Opfer des in jenem Jahr Erfurt besonders grausam heimsuchenden Nervenfiebers.

Bei seiner körperlichen und seelischen Zartheit hatte Altenburg unter den unsagbar harten Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges doppelt schwer zu leiden. Er war in Tröchtelborn und besonders in Sömmerda oft genötigt, bei Durchzügen und Plünderungen feindlicher Soldaten zu fliehen, mehrfach unter Verlust seiner ganzen Habe und einmal sogar unter größter Lebensgefahr, der er nur wie durch ein Wunder entrann. Die nächste Zuflucht bot von Tröchtelborn Gotha, von Sömmerda Erfurt. Gelegentlich einer solchen Flucht mag ihm sein Lied gekommen sein. Stets aber kehrte Altenburg, sobald es irgend anging, treulich an seinen Pfarrort zurück. Deshalb verehrten und liebten seine Gemeindeglieder ihn aufs innigste. Mehr als eine verlockende Berufung nach auswärts lehnte er ohne Besinnen ab. Er fühlte sich seiner engeren thüringischen Heimat verbunden, und von der tiefen Liebe zu ihr sprechen manche seiner Gedichte. So blieb er ihr treu bis an den Tod. Fast 30 Jahre, die besten seines Lebens, widmete er dem damals überaus entsagungsvollen Dienst auf dem Lande. Sömmerda war noch Dorf und nicht schon das nachmalige bekannte Waffenindustriestädtchen.

Von Altenburgs weltlichen Liedern muß in diesem Zusammenhang abgesehen werden. Auch ihrer ist eine stattliche Zahl. Aus der Fülle seiner weit zahlreicheren geistlichen Lieder finden sich 12 in der von ihm besorgten Sammlung „Christliche, liebliche und andächtige Kirchen- und Hausgesänge", zwei Teile, Erfurt 1620 und 1635. Nicht nur diese 12, auch alle übrigen sind vergessen; das einzig nicht vergessene aber, unser prächtiges „Verzage nicht", findet sich weder in der Sammlung von 1620, noch in der von 1635. Ist das nicht höchst auffällig? Spricht das nicht geradezu gegen Michael Altenburg als Dichter? Wir werden sehen, daß der Schein trügt. Wenn es in der zweiten Strophe unseres Liedes heißt:

Er wird durch seinen Gideon,
den er wohl weiß, dir helfen schon,
dich und sein Wort erhalten,

so ist die Deutung dieser Worte auf Gustav Adolf nachgerade unbestritten. Sie drängt sich ja auch förmlich auf. 1620 aber war in Deutschland noch nicht an Gustav Adolf zu denken. Welch merkwürdiges Verfahren also, aus dem Fehlen des Liedes in der Sammlung von 1620 auf eine andere Verfasserschaft zu schließen, wie das fälschlicherweise oft genug geschehen. Dieser Schluß ist nicht einmal dann zwingend, wenn man sich eigensinnig dagegen sperrt, unter dem „Gideon" eine bestimmte geschichtliche Person, eben den Schwedenkönig, anzuerkennen und in jenen Versen vielmehr nur die starke Hoffnung auf irgendeinen Retter in naher Zukunft ausgesprochen findet. Da nun aber auch 1635 das Lied nicht in der Sammlung erscheint, sei doch, so meint man, Altenburgs Sache ohne weiteres verloren, und ihm könne höchstens für die Schöpfung der Melodie ein Zugeständnis gemacht werden. Indes ist auch dies kein Beweis. Altenburg hatte 1635 nicht den geringsten Anlaß mehr, das Lied der Sammlung einzufügen; denn nachweislich war es in Wort und Ton damals schon so allgemein verbreitet in der evangelischen Welt, daß jede weitere Maßnahme zu seiner Verbreitung sich erübrigte. Abgesehen davon aber paßte das Lied als ausgesprochenes Kampf- und Trutzlied gar nicht in den Rahmen einer Sammlung von „lieblichen und andächtigen Kirchen- und Hausgesängen". Das wird Altenburg herausgefühlt haben. Auch in unsere Gesang- und Choralbücher hat das Lied dementsprechend nur sehr allmählich Eingang gefunden, und noch in nicht wenigen Büchern aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fehlt es. Man mag das bedauern; denn das Lied kam dadurch zu kurz. Es ist aber eine immerhin verständliche Tatsache. Neuerdings sind Erfurter Flugblätter von 1630 und 1631 mit den uns geläufigen drei Strophen des Liedes und der unzweideutigen Bezeichnung Altenburgs als ihres Dichters bekannt geworden.[1]) Von diesen Flugblättern gibt es nur wenige Stücke in thüringischem Privatbesitz. Die sehr kleine Zahl darf bei der Flugblattform nicht wundernehmen; ist doch selbst von den Erstdrucken der Flugblätter und Flugschriften Luthers fast alles verlorengegangen.

Das Lied entstand zur Zeit von Gustav Adolfs Eingreifen in den Dreißigjährigen Krieg, das die nach dem rücksichtslosen Restitutionsedikt von 1629 immer völliger erlöschende Hoffnung der Evangelischen wieder hell auflodern ließ. Dem damaligen Brauch gemäß wurde es in Flugblattform verbreitet und wurde überraschend schnell volkstümlich. Das pflegt nur bei Liedern der Fall zu sein, die das Volk, weil ihm aus der Seele gesungen, als sein eigen, als Volkslieder empfindet und über denen es, zumal in unruhigen Zeiten, den Schöpfer unwillkürlich vergißt.

Die dem Lied erstaunlich rasch zufliegende Hochschätzung zeigt sich in kaum etwas deutlicher als darin, daß man es bald dem schier vergötterten Schwedenkönig selber zuschreiben zu müssen glaubte. Gustav Adolf, so sagten die einen, habe das Lied am Morgen seines Todestages oder kurz vorher gedichtet. Und dann sofort die Einbürgerung in dem gesamten Schwedenheer? Andre meinten, und etliche meinen noch immer, der König habe den Gedankengehalt des Liedes seinem Hofprediger und Vertrauten Jacob Fabricius bald nach der Landung auf deutschem Boden in Prosa mitgeteilt, und Fabricius habe das Mitgeteilte auf seines Herrn ausdrücklichen Wunsch in die bekannten drei Strophen gebracht. Allein das ist schon wegen der oben angeführten zweifellos auf Gustav Adolf zielenden Verse schlechterdings undenkbar. Gustav Adolf ist nicht ein Mann der Selbstbeweihräucherung. Etwas ganz anderes ist das Singen des Liedes im schwedischen Heer bei Lützen und sonst, natürlich in schwedischer Uebersetzung; und die mag immerhin von Fabricius herrühren, obgleich das auf sich beruhen bleiben muß.[2]) Beides aber, Uebersetzung und feldgottesdienst-

[1]) Im Sommer 1907 hat der damalige Alacher Pfarrer Köhler dem Verfasser das mitgeteilt und ihm ein solches Blatt in Aussicht gestellt. Köhlers jäher Tod (Juli 1907) vereitelte die Absicht. Ob die fortgesetzten Bemühungen noch Erfolg haben werden?

[2]) Nach zahlreichen Vorgängern spricht zuletzt B. Kitzig den Fabricius als Dichter des Liedes an (Beilage zu MGkK Juni 1932, S. 11 f., und Beilage zur Sömmerdaer Zeitung v. 8. 10. 1932). Dagegen kurz nur dies: 1. Von dichterischen Eigenschaften weiß man bei Fabricius gar nichts, bei Altenburg allerhand. 2. Die bei Verfasserschaft des Fabricius nötige Beziehung des Liedinhalts auf das Schwedenheer ist innerlich unmöglich. Welcher Feldprediger unterstellt seinem Heer Angst und Bangigkeit? Das „Häuflein klein" sind natürlich die damals, Mitte 1630, schwerstbedrohten deutschen Evangelischen. 3. Jene Flugblätter, von denen zur Zeit leider noch keins greifbar ist, entscheiden den Fall. Zur Anzweiflung ihrer Existenz fehlt m. E. jeder Grund.

licher Gebrauch des Liedes, erhärtet nur aufs neue seine ungewöhnliche Beliebtheit. Auch so ist es Gustav Adolfs Schwanengesang, wennschon in einem andern als dem herkömmlichen Sinn.

Zu den uns geläufigen drei Strophen haben sich bereits bis 1638 zwei weitere gesellt, und später ist noch eine ganze Reihe neuer aufgetaucht. Eine ebenso alte wie leidige Erfahrung der Literaturgeschichte tut tausendfältig dar, daß sich an Leistungen, die, sei es mit Recht oder zu Unrecht, in Gunst stehen, je und je wohlmeinende, aber meist unfähige und immer pietätlose Nachtreter heranmachen. Die beiden unserm Lied zuerst hinzugefügten Strophen bringen in andern Wendungen zum Teil recht geschmacklose Wiederholungen aus dem ursprünglichen Gut:

Drum sei getrost, du kleines Heer!
Streit ritterlich für Gottes Ehr
und laß dir ja nicht grauen!
Gott wird den Feind'n nehmen den Mut;
daß sie sterben in ihrem Blut,
wirst du mit Augen schauen.

Amen! Das hilf, Herr Jesu Christ,
dieweil du unser Schutzherr bist;
hilf uns durch deinen Namen!
So wollen wir, deine Gemein',
dich loben und dir dankbar sein
und fröhlich singen: Amen!

Die Hauptsache aber scheint für den Verfasser gewesen zu sein, daß er durch Einführung des in den Strophen Altenburgs vermißten Heilandsnamens sein dogmatisches Gewissen beschwichtigen zu sollen glaubte. Die übrigen Zugaben offenbar mehrerer Verschlimmbesserer kennzeichnen sich durch ihre noch viel matteren Verse und die Gezwungenheit der inneren Verbindung mit dem Vorangehenden und untereinander auch dem oberflächlichen Blick ohne weiteres als fremde, völlig wertlose Zusätze. Ihre Wiedergabe darf man sich schenken. Geradezu auf den Kopf aber stellen den wahren Sachverhalt diejenigen, die unserm Michael Altenburg nur den wenig schmeichelhaften Ruhm gönnen wollen, die ursprüngliche Dichtung Gustav Adolfs oder des Fabricius um einige solcher Anhängsel erweitert zu haben, Anhängsel, deren Minderwertigkeit und Ueberflüssigkeit sie allen Gesangbüchern unserer Tage zum Glück fernhält.

Trotz seiner 300 Jahre ist Michael Altenburgs Lied gerade heute wieder jung und herrlich wie am ersten Tag. In dunkelster Zeit aus stärkster Zuversicht geboren, weckt es in dieser unsrer schweren Zeit freudig-ernsten Widerhall bei allen evangelischen Deutschen, auch darin Luthers Liede· ähnlich, hebt an seinem Teil Trutzkraft und vertieft Gottvertrauen und Trost, wenn es in Kirchen oder unter freiem Himmel volltönig und sieghaft erklingt:

Verzage nicht, du Häuflein klein,
obschon die Feinde willens sein,
dich gänzlich zu zerstören,
und suchen deinen Untergang,
davon dir wird recht angst und bang;
es wird nicht lange währen.

Tröste dich nur, daß deine Sach
ist Gottes; dem befiehl die Rach
und laß es ihn nur walten.
Er wird durch seinen Gideon,
den er wohl weiß, dir helfen schon,
dich und sein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
muß Teufel, Welt und Höllenpfort,
und was dem tut anhangen,
endlich werden zu Schand und Spott.
Gott ist mit uns und wir mit Gott;
den Sieg woll'n wir erlangen!

Halle (Saale) Fritz Vahldieck

Französische Theologenbiographien

2. Charles Wagner

Un homme nennt A. Wautier d'Aygalliers seine Biographie Wagners (Paris, Fischbacher 1927, 356 S. 14 fr. Fr.): er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem! Und gewiß, ein selten tapferer, überzeugter, temperamentvoller und redegewandter Mann.

Er stammte aus Wibersweiler in Lothringen und wurde 1852 dort als Pfarrerssohn und -enkel geboren. Seine Muttersprache war mehr als zwei Jahrzehnte das Deutsche. Er studierte in Straßburg und folgte nach der Schlußprüfung seinem Freunde und Altersgenossen Paul Lobstein, um Lotze und Ritschl zu hören, nach Göttingen. Dann wurde er Vikar des Pfarrer Neßler in Barr am Ottilienberg. Der Verkehr mit dessen Schwiegersohn Ed. Schuré, der in Frankreich Richard Wagner literarisch bekannt machte und über das deutsche Volkslied und die Grands Initiés (die „Großen") schrieb, war für Wagner als Einführung in die französische Gedankenwelt nicht unwichtig.

Es kam der Krieg 1870/71, und Wagner wollte zuerst, wie Lobstein, im Lande bleiben. Er litt dann zu sehr unter dem deutschen Spitzelsystem und der Angeberei. Der Biograph hat darüber bittere Wahrheiten zu sagen; er vergißt nur, daß sie auf die gegenwärtige Lage genau ebenso passen. Es ist da gar nichts anders geworden. Genug, Wagner nahm 1878—1882 eine Stelle in den französischen Vogesen an, in Remiremont. Er war Deutscher geworden und mußte sich wegen verspäteter Erfüllung der Formalitäten erst 1884 in seinem alten Vaterlande naturalisieren lassen. Die Uebergangszeit in der Provinz war notwendig. Hier sollte er französisch predigen lernen. Die Gemeinde war klein. Er beginnt ein Tagebuch, aus dem wir wertvolle Auszüge erhalten. Er liest Renan und Littré, Quinet und Michelet, Pestalozzi und Fröbel. Seine freie Stellung zur Bibel und seine stets bewahrte, unabhängige Redeweise erhellt z. B. aus folgender Tagebuchstelle:

Seltsam ist Luk. 5, 1—12: Viel Einzelheiten über Jesus im Schiff und eine malerische Beschreibung. Aber kein Wort von seiner Rede! Verloren, vergessen, wie so viele andere Reden, gewiß nicht minder wichtige, als die uns erhaltenen. Man hat gut reden: was wir haben, genügt uns! Ich bin fest überzeugt, daß wir sehr viel verloren haben. Gern gäbe ich alle Wundererzählungen und dieses Lukaskapitel dazu, trotz seiner schönen ethischen Verwendbarkeit, für eine einzige Rede Jesu, vollständig und wörtlich aus seinem Munde. Lieber eine einzige, ganz intakte Säule dieses trümmerhaften Tempels, als das ganze, spätere Rankenwerk frommer Tradition mit seiner Verdunkelung. Erleuchte mich Gott, ich suche die Wahrheit. Hilf mir, die Quelle des Lebens unter dem dichten Blätterwerk entdecken!

Diese freimütige, zuversichtliche, energische Art blieb Wagner stets eigen. Es wurde ihm bald zu eng in der Provinz. Er besucht in Paris den Präsidenten des „liberalen Komitees", Jalabert, das nach der Verabschiedung des „freisinnigen" Athanase Coquerel (des Sohnes) gelegentliche Predigten von freier gerichteten Geistlichen halten ließ. Neben „positiven" Kollegen suchte nun Wagner als „Gegenpfarrer" den von der Kirche vernachlässigten Bedürfnissen mehr links gerichteter Gemeindeglieder zu genügen. Eine finanziell ganz unbefriedigende, moralisch überaus schwierige Stellung, aber doch ein Anfang der Beteiligung am geistig-religiösen Leben in Paris. Die ersten Gottesdienste fanden in seinem Wohnzimmer statt. Zwei Sonntagschulkinder und eine Konfirmandin erschienen!

1883 konnte ein bescheidenes Lokal gemietet werden. Vortragsreihen wurden veranstaltet, an denen auch die beiden Réville und Bonet-Maury teilnahmen. Wagner schließt sich an S. Fallot, den Bahnbrecher des religiösen Sozialismus, an. Er hegt schriftstellerische Pläne. Sein erster Gedanke war ein französisches Gegenstück der „Palmblätter"! Nur einige Stücke werden fertig. Erst jetzt werden die Predigten regelmäßig. Religiös indifferente Intellektuelle lassen sich von ihm gewinnen. Wagner setzt die alte Tradition des protestantischen Frankreich fort, die vom Katholizismus unbefriedigten Kreise, ohne sie zum Uebertritt zu drängen, mit religiösem Leben zu erfüllen. Es soll nicht nur bigotte Katholiken, orthodoxe Protestanten, überzeugte Freidenker und religiös „unbegabte" Menschen geben. „Ich bin weder Protestant, noch Katholik oder Jude, sondern Alles zusammen; nicht als lachender Skeptiker, sondern ganz aufrichtig und gläubig will ich die Wahrheit da erfassen, wo die einzelnen Strahlen im Brennpunkt zusammentreffen."

So entsteht 1890 sein erstes Buch Justice (Acht Reden,

8. Aufl.). Es schlug ein, Leute wie Melchior de Vogüé schildern ihren tiefen Eindruck von diesem Buche: die Genfer wollten den Verfasser hören, und der große Erfolg dort wirkte auf Paris zurück. Die Zeit war günstig. Bücher wie Vogüés Roman russe und Bourgets Disciple hatten eine gewaltige Wirkung und drängten den Realismus Zolas, den Skeptizismus Renans in den Hintergrund. Selbst Taine ließ sich in den letzten Jahren von evangelischer Wärme anziehen, und ein protestantischer Pfarrer, Roger Hollard, hat ihn beerdigt. In dieser neuen Atmosphäre erschien Wagners Jeunesse 1892, sein beliebtestes Buch (33. Tausend). Tiefere Bücher, wie des Schweizers Secrétan Civilisation et Croyance, Paul Desjardins' Devoir présent und die daraus entstehende Gesellschaft für ethische Kultur: Union pour l'action morale, oder Darmesteters Prophètes d'Israël, lenkten die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf das religiöse Problem. Es war nach Taines Milieutheorie der „Moment" für Wagner günstig und gegeben. Er hatte auch nicht ohne Beratung mit den Freunden und Kennern der Jugend, zumal der gebildeten, nicht ohne sorgfältiges und umfassendes Studium zeitgenössischer Romane und ethischer Werke seine Jeunesse in die Welt gesandt.

Die gesunde, urwüchsige Kraft, die aus diesen und allen seinen Büchern spricht, hatte eine gewaltige Wirkung, gerade im französischen Sprachgebiet, aber auch weit darüber hinaus. Wieviel Uebersetzungen erschienen nicht von diesen Büchern! Sie hielten die richtige Mitte zwischen wissenschaftlicher und populärer Darstellung. Mehr als durch tiefe und originelle Gedanken oder philosophische Finessen ergriffen sie durch die ihnen entströmende Energie, den freudigen Mut, die warme Herzlichkeit des Tones, die edle Leidenschaft im Kampfe gegen alles Gemeine, Niedere, Schwache und Häßliche.

Die letzte Gelegenheit, Wagner in der Landeskirche eine Stelle zu bieten, wurde von ihm bei dem Tode des liberalen Vignié am Oratoire nicht benutzt. Auch einen Ruf nach Genf schlug er aus. Dafür wuchs sein eigenes Evangelisationswerk durch den Erfolg seiner Bücher. 1893 konnte ein großer und würdiger Saal in der Rue Beaumarchais eingerichtet werden, der 1906 durch das Foyer de l'Ame ersetzt wurde. Es war ein langsamer, aber schöner und sicherer Aufstieg, dessen Wagner sich erfreuen durfte. Das gesprochene und geschriebene Wort dienten ihm in gleicher Weise, und es läßt sich schwer sagen, mit welchem der beiden Mittel er stärker und tiefer wirkte. Unter seinen Zuhörern befand sich auch jene Miß Grace King, die seine Uebersetzerin für Amerika wurde und ihm dort in ungeahnt großartiger Weise die Wege ebnete. Auf Justice und Jeunesse folgten Vaillance und, als zweiter großer Erfolg: La Vie Simple. Das Buch ging aus einer Traurede hervor und zeugte wiederum von dem Geschick des Verfassers, Themata, über die Andere Alles gesagt zu haben glauben, in neuer Beleuchtung mit begeisternder Frische eindrucksvoll zu behandeln.

Aber der Ruhm macht nicht glücklich. Wagner ging schweren Zeiten entgegen. Das Sierre überschriebene, das langsame Hinsterben seines Sohnes behandelnde Kapitel ist eines der ergreifendsten des Buches. Wie dieser starke Mann, fern von Paris und seiner geliebten Arbeit, im schweizerischen Wallis auf 1500 Meter Höhe in Gottes Willen sich fügen lernt, das ist vom Biographen feinfühlend und meisterhaft geschildert. Der Schmerz wirkte auch hier schöpferisch. Sein Buch l'Ami, dialogues intérieurs, ging aus dem Tiegel dieser Trübsal hervor. Inzwischen wuchs das Evangelisationswerk der Rue Beaumarchais und der Ruhm des Schriftstellers. Präsident Roosevelt hatte La Vie Simple gelesen und fand darin eine Wahlverwandtschaft mit dem Verfasser, zitierte ihn in öffentlichen Reden und lud ihn einfach, kurz und gut zu einem Besuch ein. Wagner nahm an und sprach hundertfünfzigmal in zwei Monaten vor rund einer halben Million Menschen, dazu noch auf Englisch, mit größtem Erfolg. Sein Bild stand in den Läden. Pfeifenköpfe und Modepuppen in den Schaufenstern trugen seine Züge. Gurken und Senf wurden unter der Marke Simple Life verkauft, und die Zeitungsausträger zeigen an: „Man kaufe Simple Life, von Wagner, dem Verfasser des Parsifal!" Es wurden gar Opernfragmente des großen Richard in unglaublicher Ideenassoziation zu Ehren des Charles gespielt.

Die Nebenwirkung dieser seltsamen Tournee war die Erfüllung einer patriotischen Mission. Wagner warb für sein Land oder brachte doch den Amerikanern von französischem Geist, Leben und — Ernst einen anderen Begriff bei, als sie ihn vermutlich hatten. Er vermittelte ihnen die Bekanntschaft mit dem französischen Protestantismus, der an Zahl so bescheiden und geistig von unverhältnismäßigem Einfluß ist, und von dem sie kaum etwas wußten.

Als Wagner heimkehrte, begannen in Frankreich (1905) die schweren Kämpfe um das Trennungsgesetz. Der Protestantismus nahm von vornherein, aus kluger Taktik und aus innerster Ueberzeugung, eine grundsätzlich entgegenkommende Haltung ein. Um sie wirksamer erscheinen zu lassen, mußte freilich eine Vorbedingung erfüllt sein: die einheitliche Front nach außen! Die alten Richtungskämpfe um das Glaubensbekenntnis der Kirche drohten wieder aufzuleben. Die Rechte tagte in Orléans, die Linke in Montpellier, aber sie konnten erst nicht zusammenkommen. Wilfred Monod und Elie Gounelle setzten die Zusammenkunft in Jarnac im Oktober 1906 durch, aber Wagner sicherte ihr Gelingen durch die ebenso zündende, als versöhnliche Ansprache, der Niemand widerstehen konnte. Die Union nationale des Eglises réformées de France ging daraus hervor, und trotz fortbestehender dogmatischer Stimmungsverschiedenheiten war doch der nächste Zweck erreicht, die einheitliche Stellungnahme zum Trennungsgesetz.

Sein Einfluß wuchs ständig in Paris. Er nahm an allen großen Propagandaversammlungen für irgendeine gute Sache, gegen irgendwelche öffentlichen Mißstände teil, und mit welchem Erfolg! Er verstand es, zu den Arbeitern, wie zu den Intellektuellen zu reden. Wundervoll paßte er sich der Situation und den Persönlichkeiten an. Aber er wirkte nicht nur öffentlich im Großen, auch privat im Stillen. Zwei so verschiedene und bedeutende Menschen, der Schauspieler Mounet-Sully und der Dichter Pierre Loti riefen ihn in der Stunde der Not, und er wußte ihrem innersten Verlangen zu entsprechen. Selfsam und vieldeutig war das Wort, das er über seine Kirchentür schrieb: Ici, on enseigne l'Humanité! Es sollte wohl heißen: Die Menschlichkeit, das wahre Menschentum in seiner höchsten geistigen Entwicklung wird hier gelehrt. Menschlichkeit und Männlichkeit, das waren die Pole, um die Wagner in seiner Beredsamkeit kreiste. „Ich habe mein ganzes Leben nur Banalitäten wiederholt", sagte er einmal bescheiden, aber Sonne und Liebe sind auch uralte Banalitäten, und man wird ihrer doch nicht müde.

Der frische und fröhliche Mann war ein hervorragender Pädagoge. Er knüpfte Beziehungen zur Staatsschule an, deren Religionslosigkeit viele Protestanten abschreckte. Es gelang ihm, aus seinen Lehrstunden Schulbücher zu machen und mit den, natürlich meist katholischen, Lehrerkreisen engere Fühlung zu gewinnen. Er nahm an internationalen, pädagogischen Kongressen teil. Er arbeitete mit notorischen Freidenkern zusammen, wo es möglich war, eine gemeinsame ethische Grundlage zu finden. So wirkte er bei der heute noch bestehenden Association des Libres Penseurs et des Libres Croyants erfolgreich mit, bei der Hyacinthe Loyson, Gabriel Séailles, Frederic Passy und Ferdinand Buisson beteiligt waren.

1910, 1912 und 1914 fanden seine Vortragsreisen durch Deutschland statt. Er sprach in Bremen, Hamburg, Braunschweig, Leipzig, Dresden, München usw. Bei der letzten Reise trat er vor Allem mit Lehrern und Schülern in Verbindung.

Dann kam der Weltkrieg. Er erlebte ihn noch fast bis zu Ende. Was er für sein Land in dieser Zeit tat und war, ist zu erzählen hier nicht der Ort. Er war groß in seiner Weise und auf dem Höhepunkt seines Einflusses angekommen. Selten finden wir in seinen Taten und Reden etwas Ungerechtes und Verletzendes. Immerhin, manches Wort wäre besser ungesagt und ungeschrieben geblieben. Aber er wirkte doch vor Allem

auferbauend und tröstend. Nur war es ihm nicht vergönnt, über die Kriegszeit hinwegzusehn und an die Möglichkeiten eines dauernden Friedens zu denken. Er fühlte, daß er das nicht erleben und dabei keine Rolle mehr spielen werde. Wir zweifeln nicht daran, daß er heute wieder im Vordergrund der Annäherung auf christlichem Boden stehen würde und den Weltbestrebungen im Sinne des Friedens, bei denen seine alten Freunde heute so eifrig mitwirken, seine Mitarbeit nicht versagt hätte.

Im März 1918 betrat er zum letztenmal die Kanzel und gab seine letzte Konfirmandenstunde über das ewige Leben. Am 12. Mai verschied er. Die Freude der Geburt eines Enkels wurde ihm im Kriege noch zuteil. Den Tod seines Sohnes an der Front hat er nicht mehr erlebt.

Seitdem ist eine neue Zeit heraufgezogen. Aber sie ist nicht so verschieden von der alten, daß Wagners Bücher von Jung und Alt nicht gelesen zu werden verdienten. Sie sind deutsch bei Quelle und Meyer in Leipzig erschienen. Wenigstens sind noch „Schlichtes Leben", „Heitere Lebensweisheit", „Männlich und stark", „Die Seele der Dinge" und vor allem „Der Freund" zu haben. Sie können und sollen auch in der Uebertragung noch Gutes wirken. In seiner elsässischen und französischen Heimat aber wird man des Mannes noch lange gedenken. Er war eine Kraft und eine Zierde des dortigen Protestantismus. Solche Männer ragen weit hinaus über den engen Rahmen der Konfession. Sie wirken auf das Ganze des Volkes im Segen. Das schöne, biographische Werk weiß das ohne Uebertreibung in knappen Umrissen trefflich zu sagen. Ihm steht als Motto ein Wort Wagners voran: „Es gibt etwas Selteneres als einen großen Mann, das ist: ein Mann!"

Le Brassus (Schweiz)

Eduard Platzhoff-Lejeune

Die 48. Jahresversammlung der Ostasien-Mission

25.—28. September in Wiesbaden

1. Der äußere Verlauf

Nicht weniger als 88 Missionsgottesdienste in Wiesbaden und in der näheren und weiteren Umgebung leiteten die Tagung ein. Bei einem „Volksabend" in Wiesbaden am Samstagabend begrüßten die kirchlichen (Landesbischof D. Kortheuer), staatlichen und städtischen Behörden den in Nassau seit langem heimischen Verein. Ansprachen der beiden Vorsitzenden (D. Habicht, Berlin, und Dr. Pfister, Zürich) ließen das fruchtbare Zusammenarbeiten des deutschen und des schweizerischen Zweigs dieser Mission erkennen; Missionsdirektor Devaranne beantwortete die Frage: „Was leistet die Ostasien-Mission für die Heimat?" Am Montagmorgen war ein Besuch des Völkerpädagogischen Seminars und der Missionsdruckausstellung im benachbarten Mainz unter Oberkirchenrat Zentgrafs vortrefflicher Führung ein guter Auftakt zu dem am Nachmittag in Wiesbaden beginnenden Missionskursus, zu dem sich eine stattliche Anzahl von Pfarrern, Kandidaten und Studenten aus der Umgegend zusammengefunden hatten. Landeskirchenrat Fritz Philippi, der Dichter, leitete den Kursus mit einer feinen Andacht über Matth. 10, 40 ein, die der Kirche die Aufgabe wies, die in den geistigen Bewegungen unsrer Zeit innerlich heimatlos Gewordenen aufzunehmen. Der zweitägige Kursus selbst stand unter dem einheitlichen Leitgedanken „Die Botschaft". Die Einzelthemen waren: „Botschaft und Kirche" (Professor Martin Schmidt, Frankfurt a. M.), „Die Botschaft und der einzelne Mensch" (Missionsinspektor Brachmann, Berlin), „Unsere Botschaft in Japan" (D. Schiller, Kyoto), „Botschaft und Volkstum" (Missionsdirektor Devaranne). Ein Teeabend des Wiesbadener Frauenmissionsbundes füllte am Montagabend den großen Saal des Gemeindehauses am Elsässer Platz. Missionsinspektor Marbach aus Bern zeigte erschütternde Lichtbilder von der Ueberschwemmung und der Hungersnot in China und ließ durch andre Bilder das Hilfswerk der Mission vor seinen Zuhörern lebendig werden. Der Japaner Dr. Kitayama, selbst Buddhist, rief die christliche Mission zur Hilfe gegen die auch in Japan bedrohlich vordringende Gottlosenbewegung. D. Schiller, der nach fast vierzigjähriger Wirksamkeit aus Japan zurückgekehrte Missionssuperintendent, erzählte von seinem dortigen Arbeitsfeld. Zentralvorstandssitzungen und Generalversammlung am Dienstag und Mittwoch schlossen die inhaltreiche Tagung ab. Von dem in der Generalversammlung bekanntgegebenen Stand der Missionsarbeit in Ostasien mag mitgeteilt werden: Die seinerzeit von D. Richard Wilhelm gegründete, jetzt von Dr. Seufert geleitete Missionsschule in Tsingtau, die im vergangenen Jahre bei einer Zahl von rund 450 Schülern zu einer erfreulichen Blüte gelangt war, hat in letzter Zeit unter Unruhen, die von außen her in die Schülerschaft eindrangen, zu leiden gehabt. Für das Krankenhaus in Tsingtau, dessen tüchtiger junger Arzt Dr. Haensel durch einen tragischen Berufsunfall ums Leben kam, hat aus Mangel an Mitteln bisher noch kein neuer deutscher Missionsarzt hinausgesandt werden können. Das andre Krankenhaus der Ostasien-Mission in Tsining, das von dem Missionsarzt Dr. Landgraf geleitet wird, ist von der Ueberschwemmung heimgesucht. Die von diesem „Hospital der Wohltätigkeit" geübte tatkräftige Hilfe in der Hungersnot hat wesentlich dazu beigetragen, ihm das Vertrauen und den Dank der Chinesen zu erwerben. In Japan hat D. Schiller in Kyoto den neu hinausgesandten Pfarrer Hessel zum Nachfolger erhalten, nachdem die Station in Tokyo bereits vor mehreren Jahren mit einem neuen Missionar, Dr. Weidinger, besetzt worden ist. Die Wirtschaftskrise in der Heimat wirkt sich in den Einnahmen des Vereins sehr empfindlich aus. Doch konnte insbesondere aus der Schweiz trotz der Schwere der Zeit von erfolgreicher Werbetätigkeit (z. B. rund 2000 neuen Mitgliedern) berichtet werden. Auch von der Arbeit an der Ostasien-Mission gilt Gal. 6, 9: „Gutes tun und nicht müde werden!"

2. Das theologische Gespräch

gab der Wiesbadener Tagung im Unterschied von früheren das besondere Gepräge. Dem aufmerksamen Leser der von der Ostasien-Mission herausgegebenen „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" mußten schon seit längerer Zeit die neuen Klänge auffallen, die in manchen programmatischen Aufsätzen laut wurden. Man beobachtete eine starke Aufgeschlossenheit für Gedankengänge der sogenannten dialektischen Theologie, verbunden mit offener Kritik an alten, in der Ostasien-Mission herkömmlichen Formulierungen. So wurde in mehreren Aufsätzen sowohl von Professor D. Witte, dem langjährigen Missionsdirektor, wie von Missionsinspektor Brachmann offen ausgesprochen, daß die alte Formulierung von dem „Evangelium Jesu Christi" oder gar von dem „Christentum Christi" nicht genüge. Man betonte den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Christentum und den andern Religionen. „Alle anderen Religionen sind vom Menschen her Versuche, zu Gott zu gelangen oder ohne Gott Lösung aus der Welt zu erreichen, die christliche Botschaft allein ist von Gott her. Gott schuf den Weg, der uns einmal in sein ewiges Reich bringt, durch seine Menschwerdung in Christus und durch das Werk der Sühne, das er leistete. Dies ist die Botschaft, die Gott nun aller Welt zur Rettung verkündigt haben will. Diese Botschaft auszurichten, das ist die Aufgabe der Mission." (Witte in ZMR 1932, Heft 4, S. 112/3.) Man sprach von Bekehrung als dem „vertikalen Wunder" (Devaranne) u. ä. m. So konnte man sich auch den § 2 der Satzungen des Deutschen Evangelischen Missionsbundes zu eigen machen, der lautet: „Der Deutsche Evangelische Missionsbund ruht auf der Glaubensüberzeugung, daß allein dem von der Heiligen Schrift bezeugten Evangelium von Jesus Christus, dem um unserer Sünde willen gekreuzigten und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckten Sohne des lebendigen Gottes, die Kraft zur Rettung und Erneuerung der Welt innewohnt." Trägt doch diese Formel ausgesprochen biblisch-paulinisches Gepräge, und ist doch die theologische Lage von heute durch einen neuen Aufbruch und ein neues Verständnis des paulinischen Christentums gekennzeichnet.

Aber was heißt das alles? Heißt das, daß die Ostasien-Mission nun mit fliegenden Fahnen aus dem altliberalen Lager in das Lager einer neuen Orthodoxie hinüberzugehen im Begriff ist? Man darf sich nicht darüber wundern, wenn die ältere Generation, der einst die alten Formulierungen die Freudigkeit zu diesem Missionswerk gegeben haben, nicht mit kann. Aber auch die Wortführer des Neuen wehren sich dagegen, daß man aus den von ihnen angenommenen Formulierungen ein Gesetz macht. Hier liegt der innere Grund, weshalb vor drei Jahren in demselben Wiesbaden die Aufnahme der Ostasien-Mission in den Deutschen Evangelischen Missionsbund nicht zustande kam. Die Vertreter der alten, im Deutschen Evangelischen Missionsbund zusammengeschlossenen Missionsgesellschaften machten aus ihrer Auffassung ein Gesetz und lehnten eine Parität der Richtungen ab. Bei der jetzigen

Wiesbadener Tagung der Ostasien-Mission wurde deutlich, daß in dieser Mission grundsätzlich und praktisch alle Richtungen, wie die altliberale so auch die dialektische und die kirchliche Rechte, Heimatrecht haben. Das ist grundsätzlich keine Neuerung. Das entspricht dem, was dieser Verein von Anfang an, schon bei seiner Gründung vor nun bald 50 Jahren, in seinem Namen „Allgemeiner ev.-prot. Missionsverein" programmatisch hat zum Ausdruck bringen wollen. Aber Wiesbaden zeigte jetzt, daß hier von beiden Seiten wirklich Ernst gemacht worden ist mit einer Auflockerung der theologischen Fronten. Man will nicht nur eine Art von Toleranz, d. h. jedem seinen persönlichen theologischen Standpunkt lassen, wenn er nur praktisch am gemeinsamen Missionswerk mitarbeitet. Sondern man will sich auch theologisch gegenseitig den Dienst leisten, einander vor der Verfestigung und der theologischen Verholzung zu bewahren. Man will lebendig bleiben und aufeinander hören. Das war der eigentliche Sinn dieses Wiesbadener theologischen Gesprächs.

Das Gesamtthema des Gesprächs war „Die Botschaft". Es wäre gut gewesen, wenn dem Ganzen eine neutestamentliche Grundlegung vorangegangen wäre. Professor Bultmann, dessen Name dafür ursprünglich auf dem vorläufigen Programm gestanden hatte, fiel leider mit dem erhofften Vortrag aus. So sprach als erster Professor Martin Schmidt aus Frankfurt a. M. über „Botschaft und Kirche". Er wies die in diesen Worten angedeutete Wirklichkeit zunächst da auf, wo ein Mensch einem andern wirklichen Menschen in seiner Not ein Wort sagt, das Heil bringt, wo aber in diesem Gespräch ein Drittes, „Gott", im Spiele ist, der im Glauben geehrt wird. Er zeigte die Botschaft der Kirche (im gewöhnlichen Verstande des Wortes), wie sie an die Schrift gebundene erinnernde Erzählung, aber zugleich auch erinnernde Deutung ist. Die Kirche soll nicht ein heiliges Wissen vermitteln, sondern den Raum freihalten für die Wirklichkeit, die von Gott her auf uns zukommt. Und sie soll als Stätte des Glaubens zugleich die Stätte der brüderlichen Begegnung sein. So soll sie in die Welt hinein den Frieden Gottes verkünden und hat diesen Auftrag auch für die nichtchristliche Welt. — Missionsinspektor Brachmann sprach sodann über „Die Botschaft und der einzelne Mensch" und versuchte Andeutungen über eine christliche Anthropologie zu geben. Sein Ausgangspunkt war die doppelte Erkenntnis, daß das neutestamentliche Christentum durchaus Eschatologie, und daß das Kerygma, die Botschaft, der Urgemeinde das Bekenntnis zum gekreuzigten und auferstandenen Christus ist. Die Eschatologie als Botschaft von der Königsherrschaft Gottes bedeutete ihm nun aber das Ende der Geschichte und damit die Infragestellung des Menschen, auch des religiösen, sittlichen, wissenschaftlichen Menschen, mit seiner ganzen humanitas, und das Kerygma ist ihm das Bekenntnis zum Kreuz und zur Auferstehung Christi als dem Anbruch der Gottesherrschaft. Grundgedanke der christlichen Anthropologie aber ist dann das „Zugleich Sünder und zugleich begnadigt". Solche theologische Besinnung forderte Missionsinspektor Brachmann auch für die Arbeit in Ostasien selbst und sah die besondere Aufgabe der Ostasien-Mission darin, auch auf dem Missionsgebiet eine theologische Tradition zu schaffen — wie es denn zweifellos ist, daß die japanische Theologenschaft von dem in ihrem Lande wirkenden deutschen Missionar erwartet, daß er ihnen zum Dolmetscher der jeweils in Deutschland lebendigen Theologie wird. — D. Schiller gab in seinem Vortrag „Unsre Botschaft in Japan" aus der langjährigen Praxis des erfahrenen Missionars anschauliche Beispiele davon, wie wichtig und wie schwierig die Aufgabe ist, die Botschaft der Bibel unter ganz andersartigen kulturellen, religiösen und auch sprachlichen Voraussetzungen zu vermitteln. — Missionsdirektor Devaranne sprach über das durch die völkische Bewegung besonders brennend gewordene Thema „Botschaft und Volkstum". Er stellte die Botschaft voran als die in Christus gegebene einmalige, definitive Antwort Gottes auf das religiöse Suchen und Fragen der Menschheit; er sah im Volkstum (mit Brunner) eine gottgegebene Ordnung sündiger Wirklichkeit, nicht eine ursprüngliche Schöpfungsordnung, sondern eine Notverordnung Gottes, zwischen eingekommen nach dem dritten Sündenfall (1. Mos. 11). Er wandte sich ebensowohl gegen die Unterordnung (Rosenberg) wie gegen die Gleichordnung (Stapel) der Botschaft zum Volkstum und forderte, als Hugenotten-Nachfahre, die Ueberordnung der Botschaft über das Volkstum. Die Mission ist ihm die Verkündigung der Botschaft an jedes konkrete Volkstum; ihr Ziel (nach Buß) nicht bloß Rettung einzelner, sondern Christianisierung der Völker. Ostasiaten bekunden: Das Christentum hilft uns, unsre eigenen Ideale zu erreichen. Als kirchliches Ziel sieht Devaranne auch in den Missionsländern Volkskirchen, die einmal die von Europa und Amerika gekommenen Denominationen ablösen werden.

Dies war in kurzen Zügen der Inhalt der vier Kursusvorträge. Zu einer eingehenden Aussprache, wie sie die Sache erfordert hätte, war die Zeit leider zu kurz. Es darf aber als Gewinn der Wiesbadener Tagung gebucht werden, daß die Aussprache in lebhafter, sachlicher und freundschaftlicher Weise überhaupt in Gang kam, obwohl es manchem sichtlich schwer fiel, die zunächst noch ungewohnten Gedankengänge der Vortragenden mitzudenken. Aber man hat doch begonnen, mit ernstem und gutem Willen zu gegenseitigem Verstehen aufeinander zu hören. Man kann nur wünschen, daß das begonnene Gespräch im gleichen Geiste fortgesetzt wird. Der gegebene Ort dafür wird die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft (ZMR) sein, die unter Professor Wittes bewährter Leitung sicherlich auch weiterhin für die theologische Besinnung auf das, worum es in der Mission geht, aufgeschlossen sein wird. So sei denn zum Schluß mit allem Nachdruck auf diese, in ihrem ganzen Geist der Christlichen Welt so eng verwandte, inhaltreiche Zeitschrift der Ostasien-Mission hingewiesen. Wir von der Christlichen Welt haben allen Grund, uns immer wieder daran zu erinnern: Es ist Geist von unserm Geist, was dort lebendig ist; und das Werk der Ostasien-Mission ist auch unser Werk.

Frankfurt a. M. Wilhelm Lueken

Arbeitsdienst und Arbeitslager

Ihre Ziele und Gefahren

1. Einige Literatur

Der Freiwillige Arbeitsdienst und die Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten stehen heute — fast über Nacht hat das Interesse für sie so zugenommen — im Mittelpunkt aller Fragen, die die Jugend, ihre gegenwärtige Notlage und ihre Wiedereinfügung in einen großen volksgemeinschaftlichen Zusammenhang betreffen. Für den Sommer und Herbst dieses Jahres sind weit über hundert Arbeitsdienstvorhaben mit studentischer Beteiligung gemeldet worden und zum größten Teil zur Ausführung gelangt. Dazu kommen noch eine Reihe von Führerschulungskursen für den Freiwilligen Arbeitsdienst.

Auch eine umfangreiche Literatur gibt es bereits, sowohl über den Freiwilligen Arbeitsdienst wie über die Arbeitslager, so daß es angebracht ist, eingangs auf einige wesentliche und lehrreiche Veröffentlichungen hinzuweisen. Von großer Bedeutung für das Grundsätzliche, den Kerngedanken des Freiwilligen Arbeitsdienstes, ist die Schrift von Eugen Rosenstock: „Arbeitsdienst — Heeresdienst?"[1]) Rosenstock geht erfreulicherweise ganz vom Volksbildnerischen aus und sieht im Arbeitsdienst nicht die Gelegenheit, mit billigen Arbeitskräften rentabel zu wirtschaften, sondern eine notwendige Maßnahme zur Volk-Erhaltung. Darum fordert er, sich von dem Verdienst-Gedanken eines rein wirtschaftlichen Denkens weg- einem neuen Dienst-Gedanken innerhalb des Gesamtvolkes hinzuwenden. Das führe gerade die Erwerbslosen dem Volk wieder zu und erneuere die Volkskraft weit über eine rein biologische Lebenserhaltung hinaus.

Während diese Rosenstocksche Schrift über die Praxis des Arbeitsdienstes und der Arbeitslager nichts sagt, bringt der bekannte Verfasser Peter Martin Lampel in seinem offenbar unglaublich rasch kolportierten Buch: „Pack an Kameraden, Erkundungsfahrten in die Arbeitslager"[2]) eine Fülle von Einzelbildern, Gesprächen, Stimmungsskizzen, wie man sie als geschickter Journalist auf den ersten Hieb zu erobern pflegt. Weniger wäre in diesem Fall mehr gewesen. Trotzdem fehlt es dem Buch nicht an echtem Leben und an einem großen Grundgedanken, der zum Schluß in die Feststellung ausklingt: „Eine neue Volksbewegung kristallisiert sich!" Nämlich in den Arbeitsdiensten und den Arbeitslagern.

[1]) Jena, Diederichs 1932. 80 S. 1.80 M. Von demselben Verfasser und Carl Dietrich v. Trotha herausgegeben: **Das Arbeitslager. Berichte von Arbeitern, Bauern und Studenten.** Jena, Diederichs 1931. 160 S. 4.60 M. (vgl. CW 1932, 8, 354).

[2]) Berlin, Ernst Rowohlt 1932. 331 S.

Letztere hat sehr viel gründlicher und der praktischen Nacheiferung dienlicher Georg Keil, zugleich mit einem geschichtlichen Ueberblick, in seinem aus dem Geist der bündischen Jugendbewegung geschriebenen Buch: „Vormarsch der Arbeitslagerbewegung, Geschichte und Erfahrung der Arbeitslagerbewegung für Arbeiter, Bauern und Studenten 1925—1932",[3]) dargestellt. Es betont vor allem — und dies mit Recht —, daß die Arbeitslager aus der jungen Generation, aus ihrem Willen zum ganzen Volk heraus entstanden seien und als Aufgabe ohne bürokratische Verwässerungen und Entstellungen auch von den Behörden anerkannt werden sollten. Wir kommen auf diese Fragen weiter unten ausführlich zu sprechen.

Hingewiesen sei schließlich auf die von Fritz Laack und Eduard Weitsch herausgegebene Monatsschrift „Freie Volksbildung (Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M.). Namentlich die letzten Hefte 7—10 befassen sich eingehend mit den Bestimmungen über den Arbeitsdienst und beleuchten sie kritisch unter volksbildnerischen Gesichtspunkten.

2. Die „Träger des Dienstes"

Ueber 200 000 junge Menschen standen bis vor kurzem im Freiwilligen Arbeitsdienst, in erster Linie junge Erwerbslose, dazu eine größere Anzahl Studenten. Allerdings hängt es in der Regel vom „Träger des Dienstes" ab, wie die Zusammensetzung der einzelnen Lager-Belegschaften ausfällt. Und der „Träger des Dienstes" gibt es viele. Leider, muß man deshalb hinzufügen, weil sich die geschlossenen parteipolitisch bestimmten Verbände oder ad hoc geschaffene Gruppen und Vereine derselben Einstellung sehr rasch und fast ausschließlich der Möglichkeiten des Freiwilligen Arbeitsdienstes bemächtigt haben und durch Abbiegung zu ihren jeweiligen Verbandsbestrebungen den Gedanken des Freiwilligen Arbeitsdienstes zu verfälschen drohen. Neben dem Stahlhelm, der NSDAP und dem Jungdo sind „Technische Nothilfen", Studentenschaften, Christliche Gewerkschaften, konfessionelle Verbände wie „evangelisch-soziale Schule", „Landesverein für Innere Mission" u. A. Träger des Dienstes. Es ist klar, daß damit eine einheitliche Gestaltung dieser Arbeitsdienste von vornherein ausgeschlossen ist und der Gedanke, mit dieser vom Reich gebotenen Gelegenheit sich neue Weideplätze für eigene Zwecke zu beschaffen, im Vordergrund liegt.

Eine Ausnahme von derartiger tendenziöser Ausnutzung machen nur diejenigen Träger des Dienstes, die bereits Träger der Idee und einer mehrjährigen Praxis waren, als die verwaltungsmäßige Regelung durch das Reich im Juli 1931 einsetzte. Auf diese Gruppen stützte sich das Reich in etwa, und es ist deshalb keine Frage, daß wir uns, wenn es um die Ermittlung der wahren Absichten des Freiwilligen Arbeitsdienstes einerseits und der Arbeitslager anderseits geht, an die Grundsätze, Leistungen und Erfahrungen dieser Gruppen halten müssen. Und hier fällt es sofort auf, daß es sich nicht um parteipolitisch bestimmte Verbände handelt, sondern um Menschen und Bünde, denen es um organische Volksbildung aus kleinsten Zellen und Anfängen heraus, um eine pädagogische Aufgabe auf weite Sicht geht. Aber auch hier sind, obwohl das Ziel das gleiche ist, die Wege sehr verschieden und die pädagogischen Maßnahmen oft recht entgegengesetzt.

3. Der Jungdo und die bündische Jugendbewegung als Träger verschiedener Ideen

Zwei Richtungen sind es, die sich hier in ganz verschiedener Weise durch Planung und Ausführung ihrer Aufgabe an deutscher Jugend bekunden. Da ist zunächst der Jungdeutsche Orden als Schöpfer und Träger des Dienstgedankens. Was er wollte und heute mit vielen andern rechtsgerichteten Verbänden will, ist das Arbeitsdienstjahr, wie es, hier allerdings ausschließlich zur Schaffung neuer wirtschaftlicher und industrieller Werte, bereits seit zehn Jahren in Bulgarien eingeführt ist.[4]) Es fordert die allgemeine Verpflichtung zur Dienstleistung für das Gemeinwesen und glaubt damit erzieherisch einen gleichwertigen Ersatz für die allgemeine Wehrpflicht und in wirtschaftlicher Hinsicht, zumal in einer Zeit der Arbeitslosigkeit und schwerlastender Wohlfahrtsausgaben zur rein vegetativen Erhaltung dieser Arbeitslosen, Wege zur Erschließung neuen Lebensraumes für unser Volk durch Inangriffnahme großzügiger Landverbesserungen und privatkapitalistisch nicht durchführbarer Projekte gefunden zu haben.

Die andere Richtung kam aus der bündischen Jugendbewegung. Auch hier das Ziel: ein neues Volk, aber weniger durch Schaffung einer allgemeingültigen Verpflichtung, durch einen Zwang zum wirtschaftlichen Wiederaufbau, wie ihn ein Arbeitsdienstjahr ganz ebenso wie der Militärdienst mit sich brächte, sondern durch Schaffung einer neuen echten Beziehung und eines fruchtbaren Austausches junger deutscher Volksgenossen untereinander. Denn die Tatsache, daß wir als Volk in schroff sich abgrenzende und einander blind bekämpfende Gegensätze aufgeteilt und von einer gegenseitigen Vernichtung, einem tragischen Bruderkampf, bedroht sind, weiter daß die einzelnen Schichten, Klassen und Stände unseres Volkes nichts oder meist nur Falsches, Verzerrtes voneinander wissen, das alles weist doch wahrlich auch auf eine Not hin, die nicht geringer ist als die unserer Wirtschaft und Politik, ja letzten Endes deren Wurzel bildet. Sollten immer neue Generationen dieses vernichtende Erbe deutscher Zwietracht antreten!? Mußte hier nicht Jugend, mitten aus dieser Bedrängnis völkischer Zerrissenheit und einer Atmosphäre von Gehässigkeit und Verleumdung heraus, alle Parteibindungen abwerfen und ein neues Verhältnis zum Mitmenschen, zum mindesten zum Altersgenossen, zu finden versuchen?! Warum wußte der Student so wenig vom Leben und Schicksal des jungen Arbeiters, warum der junge Erwerbslose so wenig vom Lebens- und Berufskampf des jungen Akademikers? Warum waren beide dem Jungbauern so fremd und eo ipso ein Greuel, daß die Gegensätze zwischen Stadt und Land sich unsinnig verstärkten? Weil man sich in keinem Fall wirklich einmal begegnet war, weil zu einer solchen Begegnung bisher nur Einzelnen als Werkstudenten und Erntehelfern Gelegenheit gegeben war. Es fehlte der Jugend eine Stätte echter Begegnung.

Und eben hier setzte die bündische Jugend ganz verschiedener Richtung,[5]) sofern sie bereits von ihrem bündischen Leben her die Notwendigkeit und Fruchtbarkeit von Gegensätzen erlebt und bejaht hatte, nicht ohne die starke Hilfe führender gesinnungsverwandter Männer der freien Volksbildung ein. Was sie schuf und bis zum heutigen Tag und in die Zukunft hinein auszubauen trachtet, sind neben den Arbeitswochen der Köngener (vgl. CW 1931, 5, 225 ff. und 16, 752 ff.) die Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten. Man hat sie „Volkslager" genannt, und brachte damit nicht schlecht zum Ausdruck, was man trotz aller Gegensätze und Verschiedenheiten sein oder wieder werden wollte: Volk, mit allen Spannungen, aber ohne jene Versteifung auf Partei- und sonstige Dogmen, ohne jene unfruchtbare Rechthaberei, die keine Achtung vor dem Weg, der Meinung und dem Schicksal des Andern, des Mitmenschen kennt, ohne das Generationen hindurch sich äußernde Bestreben, aus Menschen Schablonen und aus Uniformen ein innerlich unwahres, nur nach außen hin einheitliches Ganzes zu schaffen.

4. Die Eigenart und Aufgabe der Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten

Freilich war es die Arbeit, die zusammenführen sollte, die körperliche und die geistige, und zu ihnen mußte auch das gemeinsame Gestalten des Feierabends treten. Das hatte man

[3]) Berlin, Walter de Gruyter 1932. 134 S. 2.50 M.

[4]) Vgl. hierzu die sehr klare, gut orientierende Schrift: **Arbeitsdienst in Bulgarien.** Von Hans Raupach. Studienergebnisse der Schlesischen Jungmannschaft. Schriftenreihe des „Studentenwerks", Heft 5. Berlin, Walter de Gruyter 1932. 110 S. 3.35 M.

[5]) In erster Linie die Deutsche Freischar, die Köngener und der Kronacher Bund.

und hat man gemein mit dem Arbeitsdienst, wie ihn der Jungdo will. Aber hier kam es — wohl auf ernsthafte Arbeit — nicht jedoch auf ihren Nutzeffekt, auf die wirtschaftliche Rentabilität an. Die Arbeit wurde erst einmal wieder erlernt, was gar nicht einfach ist und von einem pädagogisch indifferenten Mann der Verwaltung kaum gesehen, geschweige denn berücksichtigt wird. Und die Arbeit schuf ihrerseits, wo sie buchstäblich Zusammenarbeit vieler verschiedener Menschen war, ein neues Ethos, eine bestimmte Haltung zu ihr selbst und zu dem, mit dem man arbeitete, am gleichen Werk stand. Das schuf und schafft auf unsern Arbeitslagern jene ganz wortlose erste Verbindung zwischen den Menschen, die nun in jeder Hinsicht für einige Zeit ein gemeinsames Leben führen. Vertieft und erfüllt wird diese erste aus der Arbeit sich ergebende Beziehung durch alles, was man gemeinsam tut, dann aber vor allem durch den geistigen Austausch. Keiner braucht mit seiner Meinung zurückzuhalten. Er kann sicher sein, daß man ihn richtig anhört — was sehr schwer ist — und daß man ihm die andere Seite zeigt. Die Einsicht, wie unwirklich jede Einseitigkeit ist und daß die Mannigfaltigkeit der Menschen, ihrer Ueberzeugungen und Schicksale um des Ganzen willen, das wir Volk nennen und das doch über sich hinausweist, da sind und da sein müssen, diese Einsicht kommt allmählich zu jedem geistig Regen, der an einem solchen Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten teilnimmt.

5. Die Gefährdung durch verwaltungstechnische Maßnahmen des Reiches und die zweifache Kompromißlösung

Es ist sehr erfreulich, daß die Reichsregierung vor ihrem Erlaß über die Ausgestaltung des Freiwilligen Arbeitsdienstes sich mit den Erfahrungen und Gedanken der bündischen Arbeitslager, die außer in Schlesien besonders in Hessen und Norddeutschland ihre Fortentwicklung gefunden haben, vertraut gemacht hat. Aber der gute Wille hat die große Verwaltungsmaschine, die so viele echte Ideen und Bestrebungen breit auswalzt und dadurch nolens volens platt macht, nicht an der Arbeit hindern können. Was bis jetzt lebendig und nur der Idee gehorsam sich entwickelte, ist nun in Bestimmungen und Verfügungen eingefangen. Beide Richtungen sind dabei in gleicher Weise getroffen. Der Jungdo mit seinem Arbeitsdienstpflichtjahr insofern, als man es aus politischen Gründen — die Stimmung des gesamten Proletariats ist begreiflicherweise infolge unguter Erinnerungen an den Militarismus der Vorkriegszeit schroff gegen eine Pflicht — umbog und der Freiwillige Arbeitsdienst daraus wurde. Die Arbeitslager aber deshalb, weil man ihre vornehmlich pädagogischen Funktionen nicht erkannte oder das Volkspädagogische aus einem Mangel an wirklichem Verständnis mit dem reinen Arbeitsdienst als einer gemeinwirtschaftlich rentablen Unternehmung zu keiner lebensfähigen Verbindung zu bringen verstand. Während die Umwandlung der Dienstpflicht in einen Freiwilligen Arbeitsdienst eine ganz glückliche Kompromißlösung ist, kann man das von dem Einbau der Arbeitslager im oben geschilderten Sinn in die Bestimmungen über den Freiwilligen Arbeitsdienst keineswegs behaupten.

Ich möchte als Beispiel für diese unglückliche Verbindung von Freiwilligem Arbeitsdienst und Arbeitslager das kürzlich von mir geleitete 2. Hessische Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten anführen. Nur mit größter Mühe ist es gelungen, das Arbeitslager mit seinen rein erzieherischen Aufgaben vor einer Gleichsetzung mit einem regulären Freiwilligen Arbeitsdienst der zuständigen Behörde gegenüber zu bewahren. Allein die für den Freiwilligen Arbeitsdienst bestimmte Zeit von 6 Stunden körperlicher Arbeit hätte unsere übrige Arbeit, d. h. das gesamte Gefüge unseres wohldurchgegliederten Tages gesprengt. Diese 6 Stunden sind sinnvoll und angebracht, wo mit ihnen der Tag ausgefüllt ist oder vielleicht, wie es in den regulären Arbeitsdiensten der Fall ist, in der Woche zweimal des Nachmittags oder Abends ein Vortrag oder sportliche Betätigung hinzukommen. Wir aber begannen unsern Tag gemeinsam pünktlich 6 Uhr 30 mit einer systematischen Körperschulung im Freien, aßen gemeinsam, zogen gemeinsam mit einem Lied zum Arbeitsplatz, arbeiteten dort mit Eifer und Verstand oft über unser Tagesquantum hinaus, und damit in 5 Stunden mehr oder ebensoviel wie in 6 Stunden, die ja von Beginn der Arbeit an seelisch sich ganz anders auswirken als eine gern und willig übernommene kürzere Arbeitszeit. Und zu unserer geistigen Arbeit, zu Arbeitsgemeinschaften und Vorträgen brauchten wir ebenso Kraft wie zu unserm gemeinsam gestalteten Abend, obwohl dieser eine große Entspannung war.

6. Die Arbeitslager müssen ihre volkspädagogische Aufgabe behalten!

Was also in solchem Fall nicht gesehen und anerkannt wird, ist die Tatsache, daß ein Arbeitslager im Gegensatz zu einem offenen Arbeitsdienst eine Erziehungsgemeinschaft von solcher Geschlossenheit und ein körperlich-geistig-seelisch so intensiv beanspruchendes Ganzes ist, daß man dieses Gemeinschaftsleben junger Menschen um seine große erzieherische Wirkung bringt, wenn man ihm das Vertrauen und das Recht zur sinnvollen und verantwortungsbewußten Selbstgestaltung nimmt. Und das geschieht praktisch überall da, wo man die Arbeitslager in die Schablone des Arbeitsdienstes zwängt, um damit den Bestimmungen zu genügen. Zwar sprechen die Bestimmungen auch von Arbeitslagern (vgl. Beilage 75/32 zum Reichsarbeitsmarktsanzeiger Nr. 17 vom 17. September 1932), manchmal auch von Arbeitsdienstlagern (wieder so eine unglückliche Verquickung!), aber dem Sinne nach meint man etwas Anderes. Hoffnungsvoll ist nur das eine für die Möglichkeit, die Arbeitslager im volkspädagogischen Sinne zu erhalten, daß der Artikel 1 der Reichsregierung über den Freiwilligen Arbeitsdienst (vom 16. Juli 1932) auch die geistig-sittliche Ertüchtigung betont und in den „Ausführungsvorschriften" die Arbeitsdienstwilligen verpflichtet, „echten Gemeinschaftsgeist zu pflegen". Dies sind natürlich zunächst nur Worte, denen man je nach dem eigenen geistigen Standort verschiedene Inhalte geben kann und wird. Aber wenn wir ihre Intention recht verstehen, so kann ihnen das volkspädagogische Bestreben der Arbeitslager zum mindesten nicht widersprechen.

Im großen und ganzen aber zeigen die Verordnungen, daß man nicht viel Sinn für Pädagogisches hat. Die Entwicklung wird ja zeigen, ob die Reichsregierung imstande ist, die freien Gestaltungskräfte der jungen Generation, auf die sie mit Recht so großen Wert legt, zu fördern, oder ob sie sie durch ihren bürokratischen Apparat hemmt und schließlich so abdrängt, wie jene Jugend, die sich nicht einfach der militärischen und andern Jugendpflege der Vorkriegs- und Kriegszeit ergab, sondern eigne Wege suchte und fand, wie heute allgemein zugegeben wird. Ginge es um Parteiziele und allerlei Eingleisigkeiten, dann wären die Bestimmungen ein gutes Regulativ, denn kein Staat darf sich durch egoistische Richtungen ausbeuten lassen, die sich selbst für das Ganze halten und der Illusion leben, ihr Teil würde sich zum Ganzen auswachsen, wenn man alle auf ihre Formeln festlegte. Hier haben Verordnungen ihren Sinn. Aber sie werden zur Plage und hemmen schöpferische Kräfte an ihrer Entfaltung, wenn man die Wege junger Menschen des ganzen deutschen Volkes, aller seiner Schichten, Klassen und Berufe zueinander, wenn man eine Begegnung, die dem Austausch und der gegenseitigen Bereicherung dient, durch bürokratische Maßnahmen verbaut. Warum fehlt es unsern Politikern an einem echten, nicht nur utilitaristischen Verständnis für das Wollen der jungen Generation? Vielleicht weil sie als Verwaltungsbeamte den Blick für das Ganze und den Sinn für echte Führung und Erziehung eingebüßt haben? Vielleicht weil sie nicht wirklich charaktervolle Vertreter der jungen Generation zu Beratern haben? Vielleicht auch, weil es ihnen letztlich doch um etwas Anderes als um die Gewinnung eines neuen Verhältnisses zum Mitmenschen geht, nämlich um ihre Politik, die nicht das Ganze, sondern das Ihre will.

7. Die drohende Militarisierung der jungen Generation

Wir haben Grund, das auszusprechen, weil mit der Frage nach dem Arbeitslager und dem Arbeitsdienst die weitere

Frage nach der rechten Führung und der rechten Führerschulung verknüpft ist. Auch hier steht die junge Generation, soweit sie für den Arbeitslagergedanken kämpft, in der Gefahr, von oben her vergewaltigt zu werden. Ist die Bürokratisierung die eine Gefahr, so liegt die andere, viel größere, in den ganz offensichtlichen Militarisierungsabsichten mit der deutschen Jugend, wie sie in den Worten des Generals v. Stülpnagel an die Jugend sich manifestieren. Wir wissen noch nicht, ob wir nicht schon in allernächster Zeit Jugendführer aufgezwungen bekommen, die wohl als gute Offiziere und Unteroffiziere auch etwas von sportlicher Ertüchtigung verstehen, aber selbst weder aus der jungen Generation hervorgegangen sind, noch mit ihren militärisch wertvollen Führerfähigkeiten geeignet sind, junge Menschen zu einer neuen Volksgemeinschaft zu erziehen. Unser Leben in unsern Lagern ist zuchtvoll und streng, aber es ist nicht militärisch, nicht uniform. Wir lernen, aber voneinander und von allen reifen, ernsten Menschen, aber nicht, was man uns gern beibringen möchte. Es genügt auch nicht, sich Turn- und Sportlehrer zu Hilfe zu holen, um damit das Militärische etwas zu verschleiern. Vollzieht sich aber eine derartige Militarisierung, wie sie offenbar im Zusammenhang mit einer deutschen Gegenrüstung gedacht ist, an der gesamten deutschen Jugend und damit auch an den Arbeitslagern, so ist deren Werk zerschlagen, so ist der Weg zu einer neuen Volksgemeinschaft versperrt und die Folge eine weitere Verstärkung zerstörerischer Gegensätze, ein Wiedererstarken von Klassenkampf und Klassenhaß, eine Vernichtung jener langsam sich bildenden neuen Beziehung zum Mitmenschen, ganz gleich, wie seine Herkunft, seine Gedanken und Ziele sein mögen. Gesiegt hat dann ein einziger, an sich und im Ganzen durchaus notwendiger Typ, der Soldat, und damit das Symbol der Vorkriegszeit, in dem man siegen zu können meinte. Besiegt aber sind alle jene Andern. Sie sind gezwungen, zu denken und zu tun, was ihnen innerlich widerstrebt. Wo man die Gegensätze in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit, wie wir sie nun einmal im deutschen Volk haben, anerkannte und in sich zu klären und fruchtbar für das Ganze zu machen trachtete, da soll wieder die Uniformierung zum herrschenden Prinzip werden! Mag man damit der rechtsgerichteten Parteijugend einen Gefallen tun, sowohl der Arbeitsdienst wie die Arbeitslager werden sich dann aus der staatlichen Protektion lösen und unter Opfern ihren Weg zu gehen versuchen in dem Bewußtsein, daß nur echte Gemeinschaft zuchtvoller junger Menschen eine Selbsterziehung und jene Umstellung im Verhalten zum andersdenkenden Volksgenossen bewirken kann, ohne die es keine Volksgemeinschaft, keine Beziehungen zu andern Rassen und Nationen, keine Verständigung, sondern nur Bruderhaß, Borniertheit, Rechthaberei bis zur Brutalität, Streit und Kriege gibt.

8. Ein kritisches Wort zu der Führerschulung für den Arbeitsdienst

Aber auch gegen die Führerschulung, wie sie durch die Bestimmungen des Reichskommissars für Freiwilligen Arbeitsdienst vom 5. September d. J. festgelegt ist, müssen wir unsere Stimme erheben. Es ist klar, daß bei einem so starken Anschwellen der Arbeitsdienste geschulte Kräfte zu einer erfolgreichen Führung gebraucht werden. Aber dreierlei ist an den jetzigen Bestimmungen völlig unmöglich, und zwar aus pädagogischen Gründen unmöglich. Angenommen, ein Arbeitslager wie unser Hessisches sollte gleichzeitig ein Führerschulungskursus sein, so würde allein die Tatsache, daß „nach Abschluß des Kursus eine sorgsame Auslese stattfinden" muß (vgl. obige Verfügung), die Kameradschaft des Lagers sprengen. Es gäbe von Anfang an nichts als Streberei. Der Berechtigungsrausch erfaßte alle, und am Ende stünde neben der „Elite" die Gruppe der durchgefallenen Minderwertigen. Hier liegt der erste pädagogische Mißgriff, durch den jedenfalls eine Gemeinschaft verschiedenartiger junger Menschen, wie sie in einem Arbeitslager beisammen sind, ganz unmöglich würde.

Zweitens aber soll nach denselben Bestimmungen den Geeigneten vom Bezirkskommissar — das ist jedesmal nicht etwa ein Pädagoge, sondern ein Verwaltungsbeamter, nämlich der Präsident des Landesarbeitsamtes — „eine besondere Bescheinigung" ausgestellt werden, die sie berechtigt, bis zu zwei Jahren die Dauer der Förderungszeit zu verlängern und unter Umständen eine monatliche Führerzulage bis 30 Mark für ihre Führertätigkeit zu bekommen. Wir wollen gern anerkennen, daß hier eine gewisse Großzügigkeit durchschimmert und wirkliche Absicht zur Hilfe besteht, aber weiß man denn nichts vom „Berechtigungswesen", hat man vergessen, daß es das schlechteste Ausleseprinzip ist, das man sich, abgesehen von seiner bürokratischen Fruchtbarkeit, denken kann?! So kommen wir bestimmt zu keiner Qualitätsführung, sondern zu einem neuen (uralten) Aufsichtsbeamtentum, das zwar seinen Schein (viele Scheine!) in der Tasche hat, aber damit noch lange nicht das Herz auf dem rechten Fleck. Und darauf kommt es in erster Linie bei einem Jugendführer an. Natürlich muß er Verstand, Bildung und praktisches Wissen haben. Doch ob man sich das alles anschulen lassen kann?! Dann muß man aber wenigstens eine wirklich pädagogische Methode für diese Schulung wählen. Und darf nicht einfach die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte erfolgreicher Pädagogik übersehen. Damit bin ich beim dritten Einwand: die methodische Behandlung des Schulungsplanes.

Zweifellos, man muß etwas vom Arbeitsgerät verstehen, von der Lagerverwaltung, der Hygiene. Aber schon der Punkt 6: „Pädagogische Grundsätze für die Lagerführung. Psychologie des Gruppenlebens, Stellung und Verhalten des Lagerführers. Weckung des Gemeinschaftsgeistes" usw., das alles wird fragwürdig als Maßnahme theoretischer Pädagogik, wo sich ein Schulungskursus in einem Arbeitslager selbst abspielt. Hier ist doch vorgelebt weit wirksamer als schulmäßig und theoretisch vorgetragen. Wenn schon auf einem Arbeitslager schulisch unterrichtet werden soll, dann doch wenigstens im Sinne des Arbeitslagers, also arbeitsschulmäßig, und das heißt vom Leben seine erste Belehrung empfangen oder aus der Gesamtheit und von einzelnen Erzieherpersönlichkeiten, die kein Aufhebens von ihrem Unterricht machen und doch ständig, fast mit jedem Wort, erzieherisch und belehrend wirken. Ist eine Sache lebensmäßig so in den Grundlagen erworben und angeeignet, dann mag hinterdrein auch eine theoretische Belehrung das Wissen bereichern helfen. Aber einen theoretischen Lehrgang mit einem Arbeitslager verquicken, ist ein Unding.

9. Die Arbeitslager eine notwendige Führervorschule

Doch wir wollen unserer Kritik praktische Vorschläge hinzufügen. Zunächst ist es erforderlich, im Rahmen des Freiwilligen Arbeitsdienstes den Arbeitslagern bündischer Herkunft und mit volkspädagogischen Zielen ihr Leben und ihr Gestaltungsrecht zu lassen. Man soll sie nicht ihres Autonomiewillens wegen aus der Förderung hinausstoßen. Man soll ihnen vielmehr die Möglichkeit geben, zu Musterlagern zu werden und ihnen die Führerschulung anvertrauen. Aber freilich, diese Führerschulung soll sich während und mit der Arbeit, der körperlichen und der geistigen, vollziehen. Ihre stärksten bildnerischen Impulse wird sie von der Gemeinschaft her empfangen. Wenn man sich an ihrem Leben intensiv beteiligt hat, dann weiß man etwas von „der Psychologie des Gruppenlebens", und wenn der Führer dieses Schulungs- oder Musterlagers ein wertvoller, erzieherisch begabter Mensch ist, so braucht nicht mehr viel Theoretisches über die Stellung und das Verhalten des Lagerführers gesagt zu werden. Kurzum, man sollte die echten Arbeitslager zum mindesten zu einer praktischen Vorschulung und lebensmäßigen Einführung sich für die Führerschulung nicht entgehen lassen. Und wenn schon die Führerschulung in den Händen eines Nichtpädagogen und Verwaltungsbeamten liegt und man eine „theoretische Ausbildung" für nötig hält, dann sollten nur solche zu derartigen Kursen zugelassen werden, die sich an einem Arbeitslager mit ganzer Kraft und Hingabe beteiligt haben. Der bloße Freiwillige Arbeitsdienst genügt nicht als Vorschulung, weil ihm die Geschlossenheit und wirklich gestaltetes Gemeinschaftsleben bis jetzt noch fehlen. Werden aber künftighin Arbeitsdienste von Führern gestaltet, die an einem Arbeitslager und außerdem an einem theoretischen Schulungskurs teil-

genommen haben, so wird auch der bis jetzt geistig ziemlich leerlaufende und nicht überall sehr ideal aufgefaßte und beliebte Arbeitsdienst ein Weg zur Volksgemeinschaft und das heißt immer auch zum andersdenkenden Mitmenschen werden.

Kiel Herbert Grabert

Sind die Franzosen ein dekadentes Volk?

1

In Deutschland war es vor dem Kriege ein Gemeinplatz, zu sagen, die Franzosen seien dekadent. Man verglich Paris mit dem alten Rom und meinte, so wie das Römerreich immer mehr ausgehöhlt worden sei, je mehr in Rom selbst Luxus und Völlerei zunahmen, so sauge auch Paris alle Kräfte aus dem Lande, und dieses müsse in sich zusammenstürzen, sobald ein starker Stoß es treffe.

Der Krieg hat uns eines anderen belehrt. Trotz der schwersten Opfer war es nicht möglich, die Franzosen so zu überrennen, wie sich die deutschen Führer das ausgedacht hatten. Der Angriff kam zum Stehen, und damit war der Krieg gegen uns entschieden. In seinem weiteren Verlauf zeigte sich, daß die Franzosen ausgezeichnete Soldaten waren: mutig, hartnäckig, erfindungsreich. Das Ringen an besonders gefährdeten Stellen, am Hartmannsweilerkopf, bei Verdun, in den Argonnen, bewies, daß deutsche und französische Soldaten einander ebenbürtig waren. Ein dekadentes Volk kann solchen Widerstand nicht leisten.

Woher kam nun diese falsche Meinung?

Sie kam daher, daß die Deutschen, die uns über Frankreich und sein Volk unterrichteten, das französische Volk *nicht kannten*.

Ein hervorragender Franzose, Membre de l'Institut, Joseph Barthelémy, erzählte vor kurzem, wie ihm auf einer ausländischen Tagung ein Gelehrter gesagt habe, auch er sei in Paris gewesen, kenne Montmartre und Moulin rouge. Darauf habe er ihm erwidern müssen: Dann kennen Sie mehr als ich.

Diese kleine Erzählung kennzeichnet die Lage.

Wir schöpften unsere Kenntnisse von Paris und Frankreich zumeist aus den Berichten von Journalisten und Künstlern. Der Zeitungsberichterstatter nun, der nach Paris entsandt wurde, traf dort ein ganz bestimmtes Milieu. Sein Kreis bestand zumeist aus Berufskollegen, unter denen die Ausländer überwogen. Gewiß bekam er auch Fühlung mit französischen Kollegen. Aber mit Franzosen kann man beruflich jahrelang in enger Fühlung sein und erfährt nicht einmal, ob sie verheiratet sind und Kinder haben. Was sah er von ihnen? Etwas Oberfläche. Und selbst wenn er mehr gesehen hätte, so können Journalisten nicht als typische Vertreter ihres Volkes gelten. Der Journalismus ist ein internationaler Beruf, der die völkische Eigenart abschleift.

Aehnlich erging es dem Schriftsteller, dem Künstler: auch sie kamen in Kreise ganz bestimmter, keineswegs völkischer Prägung, und mit den Franzosen, die sie dort antrafen, kaum in ganz nahe Berührung. Denn der Franzose hält sein Heim, wo allein er aus sich herausgeht, vor Fremden verschlossen.

Was sahen diese Leute von Paris? Sie verkehrten in Literaten- oder Künstlerklubs, besuchten die Künstlerkneipen auf Montmartre oder in Montparnasse — besonders vor dem Kriege, als es noch eine wirkliche vie de Bohême gab, war dort ein großer Betrieb —, sie gingen in den Moulin rouge, sahen Cancan tanzen und machten Bekanntschaften. Wenn sie in den Bal Bullier im Quartier Latin kamen, wo die Studenten mit ihren Mädchen und auch Bürger und Handwerker mit ihren Frauen tanzten, dann glaubten sie schon Pariser Volksleben zu kennen. Sie fuhren nach Belleville hinauf und tranken Absinth auf dem Zink einer Apachenkneipe. Im Sommer fuhren sie ans Meer, im Winter an die Riviera. Im Vorbeifahren schienen sie bestätigt zu finden, daß Frankreich ein Garten sei, und in den Badeorten trafen sie dieselbe Gesellschaft an, die sie in Paris verlassen hatten.

Ueber die Provinz, wo allein das französische *Volk* zu treffen ist, aus der Paris seine Kräfte zieht, von denen es sich täglich ernährt, über diese Provinz war es Mode die Nase zu rümpfen und sie als den Inbegriff des Rückständigen zu verachten.

Dann schrieben diese Männer geistreiche Bücher über Frankreich, in denen nichts über das französische Volk steht, und die den Eindruck erwecken, als gebe es dieses Volk gar nicht, als sei alles Paris und Literatur und Kunst und, nicht zu vergessen, Nachtleben, und daneben allenfalls noch ein bißchen Cannes und Deauville und Schlösser an der Loire und gotische Kathedralen.

So kam es, daß man in Deutschland nichts vom französischen Volke wußte und sich ein ganz falsches Bild von ihm machte.

2

Heute ist das französische Volk aufgeschlossener als vor dem Kriege, es ist keineswegs mehr so egozentrisch, wie es war. Es interessiert sich überaus lebhaft für alles, was jenseits der Grenze vorgeht. Sicher hat man in Frankreich heute größere Kenntnisse von Deutschland als umgekehrt. Das wird vor allem durch Zahl und Art der Bücher bewiesen, die aus dem Deutschen ins Französische übersetzt werden. Dadurch ist es auch leichter geworden, in unmittelbare Fühlung mit dem Volke zu kommen. Aber noch immer ist es mühsam, noch immer ist es nötig, dazu aus Paris hinauszugehen. Daher halten die Zeitungsberichterstatter im allgemeinen an der altbewährten Methode fest: sie kaufen sich täglich ihren Pack *Zeitungen*, und obwohl sie natürlich von jeder einzelnen wissen, wer sie bezahlt und wem sie dient, so tun sie doch so, als ob öffentliche Meinung darin stünde, regen sich hinter ihrem Schreibtisch künstlich über die Hetzartikel auf, die von der Rüstungsindustrie verbreitet werden, und senden mehr oder weniger gepfefferte Berichte in die Heimat. Das französische Volk lernen sie in ihrem Hausmeister, im Tabakladen, beim Kaufmann kennen. Zumeist sind das Leute, die als Pariser Kleinbürger längst selbst die Fühlung mit dem Volke verloren haben. Daher ist in Deutschland noch immer der Glaube herrschend, das französische Volk sei kriegerisch und militaristisch, es wolle mit allen Mitteln seine Hegemonie in Europa aufrechterhalten und dazu müsse Deutschland dauernd in der Sklaverei gehalten werden.

Das französische Volk kann man nur in der Provinz kennenlernen. Für einen Deutschen, der den Krieg in vorderer Linie mitgemacht hat — und deren gibt es doch genug — ist das verhältnismäßig einfach. Er kann aufs Geratewohl in irgendeine Provinzstadt fahren und dort in seinem Hotel fragen, wer der Vorsitzende der Anciens Combattants ist. Den kann er ohne jede Einleitung besuchen und sich ihm als Camerade allemand vorstellen. Dann wird er zu seiner Ueberraschung erleben, daß man ihn nicht mit kühler Zurückhaltung empfängt, sondern mit ungekünstelter Freude und Herzlichkeit, so als sei man nicht Todfeind in zwei gegenüberliegenden Gräben gewesen, sondern Kamerad in gleicher Bedrängnis. *Denn die französischen Frontkämpfer haben den Haß überwunden.* Es mag für sie leichter gewesen sein, aber doch stellt es ein großes moralisches Plus dar. Er braucht dann nur ein Wort zu sagen, so wird man die Kameraden auf einen Abend einladen, und sie werden zahlreich kommen und begierig sein zu hören, was denn der deutsche Kamerad zu erzählen hat und wie er über Hitler und Remarque und den Frieden denkt. Dann wird er *auf einmal* dem französischen *Volke* gegenüberstehen, und wenn er Augen hat zu sehen, so wird er finden, daß es *ganz anders* ist, als er es sich vorgestellt hatte, nämlich äußerst schlicht und bescheiden, dabei lebhaft, freundlich, immer zu Spaß aufgelegt, voll Freude an der Welt der Erscheinungen, vor allem aber von einer tiefen, tiefen Sehnsucht nach Frieden erfüllt. Es kennt ja im allgemeinen keine religiöse Sehnsucht; deren Stelle nimmt die Sehnsucht nach Frieden ein. Ist indessen unsere religiöse Sehnsucht etwas Anderes als Sehnsucht nach Frieden?

Aber auch wer kein Frontsoldat war, hat Mittel und Wege, das Volk in der Provinz kennenzulernen. Dazu muß er eine Weile an einem Ort bleiben, muß sich nachmittags in die Cafés setzen, besonders zwischen 6 und 7, wenn die Mannen zusammenkommen, um zu besprechen, was der Tag gebracht hat und was in den Zeitungen steht. Dort kann er sich getrost und ohne alle Förmlichkeit an den Gesprächen beteiligen und wird bald Bekannte genug haben. Vor allem wird er beobachten können, wie die Franzosen *unter sich* sind, wie sie sich necken und aufziehen und herausfordern und was für Freude sie an schlagfertigen Antworten haben.

Dann muß er in Versammlungen gehen, einerlei, was das Thema ist. Die öffentliche Rede spielt ja in Frankreich eine ganz andere Rolle als bei uns; es ist noch ähnlich wie in Hellas und Rom. Wer in Frankreich eine Idee fördern will, der muß Versammlungen veranstalten und Reden halten. Wenn er gut spricht, wird es ihm an Zuhörern nicht fehlen. Aber einen schlechten Redner, der die Nase ins Manuskript steckt, hört man nicht an, und wenn er die beste Sache vertritt. Viel lieber als daß sie etwa Broschüren lesen, hören die Franzosen zu, und nachher diskutieren sie sehr gerne, und manchmal wundert man sich, auf welcher geistigen Höhe die Diskussion steht.

Nichts Nervenberuhigenderes als das Leben in der französischen Provinz. Da geht man mit den Hühnern schlafen, um am andern Morgen frisch zur Arbeit zu sein. Man arbeitet tüchtig, aber es gibt keine Hetze. Selbst in einer der lebhaftesten Provinzhauptstädte, Dijon, das für seine Küche und seinen Wein berühmt ist und als alte Hauptstadt des Herzogtums Burgund noch immer ein Mittelpunkt der Kultur und des Verkehrs ist, verkehrt nach ¾9 Uhr abends keine Straßenbahn mehr. Dabei hat die Stadt mit Vororten 125 000 Einwohner. Uebrigens würde man dort auch vergebens nach Bier- und Kinopaläſten suchen. Nicht leicht ist etwas dem französischen Volke so verhaßt wie Großtuerei.

3

Rom ist zugrunde gegangen durch seine Latifundienwirtschaft. Frankreich aber ist ein kleinbäuerliches Land. 1921 waren 54% der Bevölkerung bäuerlich (gegen 20% in England) und von 8½ Millionen Landwirten arbeiteten 5 Millionen ohne bezahlte Hilfskräfte. Kleinbauern degenerieren nicht. Die Revolution hat den Großgrundbesitz zerschlagen und die Restauration hat ihn nur zum kleineren Teile wiederhergestellt. Seitdem befindet er sich in ständiger Abnahme. Die Inflation, die in Frankreich die Vermögen um volle vier Fünftel verringert hat, hat viele Besitzer gezwungen, zu verkaufen. Anderseits hat der Krieg den Bauern, die vorher arm waren, Bargeld eingebracht. Dieser Prozeß, daß von den Gütern Stück für Stück wegverkauft wird, geht noch immer weiter. Der bäuerliche Besitz ist in der Zunahme, der Großgrundbesitz im Abnehmen.

In der Landwirtschaft spielt das besondere französische Pachtsystem des métayage eine große Rolle. Es besteht darin, daß der Pächter die ganze Arbeit leistet, der Besitzer aber die baren Auslagen trägt; der Ertrag wird dann geteilt. Dieses System hat so große Vorteile, daß man sich wundern muß, es nicht auch in Deutschland anzutreffen. Es verteilt das Risiko gleichmäßig auf beide Teile, es spornt den Pächter an, fleißig zu arbeiten und den Besitz nicht herunterkommen zu lassen, vor allem wirkt es sich sozial sehr günstig aus, weil jeder, der gesunde Arme hat und gerne arbeitet, auch wenn er ganz arm ist, Land pachten und sich allmählich zu Besitz und Wohlstand heraufarbeiten kann. Pächter und Besitzer befinden sich gleichmäßig wohl dabei.

Aber auch der französische Arbeiter und Kleinbürger, der nicht Ackerbau treibt, hat die enge Beziehung zum Boden noch nicht verloren. Paul Morand hat darüber Folgendes geschrieben: Der Küchengarten, mit seinen Erdbeeren und Radieschen, stellt für den Franzosen in den Kolonien die Heimat vor, wie Golf und Tennis für den Engländer das britannische Ideal. „Nach getaner Arbeit geht der englische Grubenarbeiter Fußball spielen, der französische geht in seinen Garten."

Ueberall in den französischen Provinzstädten findet man, daß die Leute irgendwo in der Umgebung ein ererbtes oder erworbenes Stück Land haben, einen Obstgarten, einen Weinberg. Dort gehen sie Sonntags hin, dort bauen sie sich im Laufe der Jahre selbst ein Häuschen, in dem sie einmal ihren Lebensabend verbringen wollen. Auch der Pariser träumt davon, sich auf dem Lande anzusiedeln, um dereinst dort seinen Kohl zu bauen: „planter son choux" ist eine stehende Redensart, die von der Vorstellung des Kleinrentners unzertrennlich ist. Bei den meisten bedeutenden Franzosen findet man bäuerliche Ahnen in naher Vergangenheit.

Diese enge Verbundenheit mit dem Boden, diese Freude am Säen und Pflanzen, am schönen Apfel, der schönen Rose, ist für das französische Volk charakteristisch. Die ganze Edelobstzucht, der Obstbaumschnitt sind französische Erfindungen, in Frankreich durch Jahrhunderte ausgebildet, ehe etwas davon in anderen Ländern bekannt wurde.

4

In Deutschland ist es nun Mode geworden, von den Franzosen als einer, wie man so schön sagt, „rassisch verdreckten" Nation zu sprechen. Gewiß kennen die Franzosen die Rassenvorurteile nicht, die bei uns eine so große Rolle spielen. Trotzdem möchte ich bezweifeln, ob in Frankreich wirklich so sehr viel mehr Mischehen z. B zwischen Christen und Juden vorkommen als bei uns. Im allgemeinen rührt jene Ansicht aber auch daher, daß ihre Urheber eben nur Paris kennen und nach dem oberflächlichen Anschein urteilen. Sie verwechseln dabei zudem die Begriffe „Vermischen" und „Vermengen". Wasser und Wein vermischen sich. Aber Gerste, Roggen, Weizen und Hafer zusammengeschüttet, vermengen sich nur. Ein solches Gemenge stellt die Pariser Bevölkerung dar, darin allerdings alle nur denkbaren Rassen und Schattierungen vertreten sind. Aber daraus zu schließen, das französische Volk sei aus allen Rassen und Farben gemischt, ist ein Fehlschluß und eine Selbsttäuschung. Wie man Weizen, Roggen, Gerste und Hafer durch geeignete Siebe wieder voneinander trennen kann, so könnte man auch die verschiedenen Bevölkerungsteile in Frankreich wieder voneinander sondern. In der Tat gibt es solche Nüttelsiebe, auf denen gewisse Rassenelemente sich zusammenfinden, z. B. die Offizierslaufbahn, die von den Elementen unverkennbar fränkischer Herkunft bevorzugt wird. Dies im einzelnen darzulegen, würde aber zu weit führen. Es ist auch nicht nötig, denn die Mehrheit des französischen Volkes in der Provinz ist rassisch weder stärker vermengt, noch vermischt als bei uns. Die Bevölkerung West- und Süddeutschlands, die die deutsche Kultur geschaffen und durch Kolonisation nach Osten ausgebreitet hat, besteht im wesentlichen aus drei Elementen: Urbevölkerung (deren Reste keineswegs klein sind, die man überall in deutschen Gebirgen in abgelegenen Tälern noch in fast geschlossenen Siedlungen finden kann); Kelten, die jene Urbevölkerung unterjocht und dienstbar gemacht haben; Germanen, die sich als weitere Oberschicht darüberlegten und dem Gemisch als kulturell am weitesten entwickelter Bestandteil den Stempel — Namen und Sprache — aufdrückten. In der Mitte und im Osten Deutschlands kommt dazu noch das starke slawische Element. Auch das französische Volk besteht in der Hauptsache aus Urbevölkerung, Kelten und Germanen, wozu noch die römischen Colonen kommen, die aber keineswegs Römer waren, sondern aus allerlei Rassen stammten, zumeist auch romanisierte Kelten und Germanen. Der Unterschied ist der, daß hier die Germanen dem Gemisch zwar ihren Namen aufzwingen konnten — was völkergeschichtlich wichtiger ist —, daß aber die unentwickelten fränkischen und schwäbischen Dialekte unterlagen gegen das hochentwickelte Latein.

Wenn man nach Burgund aufs Land kommt, so sieht man lauter Köpfe wie in der Pfalz. Und in der Normandie kann man wochenlang wandern und begegnet fast nur blonden und blauäugigen Langschädeln; ja man sieht dort sogar viel typisch deutsche (was nicht dasselbe ist wie germanische) Gesichter.

5

Eine besondere Stütze hat der Glaube an die Dekadenz des französischen Volkes immer in seiner schwachen Vermehrung gefunden. Man hat uns glauben machen wollen, sie sei eine Folge körperlicher Entartung, also mangelnder Potenz. Es ist aber von vornherein klar, daß zur bloßen Vermehrung ein sehr geringer Grad von Potenz ausreicht. Grundsätzlich genügt ein einziger Coitus. Davon, daß die Franzosen impotent wären, kann aber keine Rede sein; sie sind im Gegenteil geschlechtlich aktiver als die Deutschen.

Die schwache Vermehrung ist, wie geschichtlich feststeht, eine Folge bewußter Geburtenbeschränkung. Zweifellos hat hierbei die Lehre des Malthus einen großen Einfluß ausgeübt. Die Herrenschichten haben sich nie und nirgends, auch nicht in germanischer Vorzeit, stark vermehrt. Im 19. Jahrhundert sahen sie aber in Frankreich auch in der unbeschränkten Vermehrung des gemeinen Volkes eine Gefahr für den Wohlstand des Landes. Damals wurden Mäßigkeitspreise (prix de modération) ausgesetzt für Ehepaare, die ihre Kinderzahl beschränkten, so wie man heute umgekehrt Prämien und vielerlei Vorteile für kinderreiche Familien aussetzt. Jetzt würde es die Regierung freilich gerne sehen, wenn mehr Kinder geboren würden, jetzt ist aber die Grundanschauung: „Du darfst nicht mehr Kinder erzeugen, als du mit deinem Einkommen ernähren und aufziehen kannst", dem Volke so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie unausrottbar ist. Aus Gewissenhaftigkeit wird die Kinderzahl beschränkt, und als Deutscher bekommt man nicht selten zu hören: Ihr habt viel zuviel Kinder in die Welt gesetzt.

Die Französinnen im allgemeinen sind sehr kinderlieb; sie würden wohl gerne mehr Kinder haben. Wenn sie hören, daß jemand viele Kinder hat, kann man sie sagen hören: „Quelle belle famille! Mais il faut être riche pour cela." Und dann liegt in diesen Worten ein so schmerzliches Bedauern, daß man wohl seine bisherige Meinung ändert.

Die Franzosen haben nicht den Mut, eine größere Kinderzahl zu haben; sie scheuen das Wagnis. Im allgemeinen sind auch die Gehälter der Beamten und Angestellten kleiner als bei uns. Mit Dekadenz oder Degeneration hat das nichts zu tun.

Uebrigens beurteilt man die ganze Frage wohl auch in Deutschland heute anders als vor dem Kriege.

6

Die Zeitschrift „Deutsches Volkstum", die der nationalsozialistischen Bewegung nahesteht, brachte im ersten Juniheft 1932, S. 434/435, folgende Sätze:

Essen und Trinken gehören zu den ursprünglichsten, elementarsten Freuden des Menschen. Alle kräftigen und fröhlichen Zeiten haben die Tafel und den Becher zum Mittelpunkt ihrer Feste gemacht. Alle tapferen Völker haben das Brot heilig gehalten.

ferner:

Was das Trinken anbetrifft, so wollen wir nur des Weines gedenken. Es hat Zeiten gegeben, wo fromme Mönche köstliche Weine als Tränen Christi oder Milch unserer lieben Frau benannten.

Wie steht es damit in Frankreich?

Im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in der französischen Provinz steht heute die Kriegsteilnehmerbewegung. Sie spielt eine ganz andere Rolle als bei uns. Ihr Ziel ist, einen neuen Krieg unmöglich zu machen. Die alten Frontkämpfer sagen: „Wir haben den Krieg gemacht; wir wissen, wie er war. Die nach uns kommen, wissen es nicht. Wir müssen dafür sorgen, daß Europa so organisiert wird, daß es keinen Krieg mehr gibt." In dieser Richtung arbeiten sie. Nirgends kann man einen Querschnitt des französischen Volkes besser betrachten, als etwa auf dem Jahreskongreß eines Departementverbandes von Kriegsteilnehmern; denn dort sind alle Schichten der Bevölkerung vertreten, vom Arbeiter und Bauern bis zum Schriftsteller, Universitätsprofessor und Minister. Eine Kameradschaft eint sie, die in Deutschland nicht möglich ist.

Da wird nun vormittags von 9 bis 12 Uhr getagt. Geschäftsberichte werden erstattet und genehmigt, fremde Redner sprechen: ein Mitglied des Zentralverbandes, ein Vertreter der Regierung, einer von benachbarten Verbänden, und wenn möglich ein ausländischer Kamerad, am liebsten ein Deutscher (er kann der besten Aufnahme sicher sein). Aber um 12 Uhr geht es zum Bankett. Tische und Bänke sind in einem Zelt oder Schuppen aufgeschlagen, wenn die Gemeinde keinen Festsaal hat. Nun wird fröhlich gegessen und getrunken: nicht bloß Schweinebraten und Sauerkraut, sondern ein Essen nach allen Regeln der Kunst, bestehend aus Vorspeisen, Fisch, Braten, Gemüse, Geflügel, Salat, Käse, Nachtisch und Kaffee. Dazu gibt es Wein und Brot nach Lust. So speisen 600 oder 800 Menschen in der fröhlichsten Laune der Welt. Es ist wie in einem Bienenstock, auch so warm. In Frankreich ist ja die „température chaleureuse des banquets" sprichwörtlich. Tafel und Becher sind der Mittelpunkt des Festes. Ein solches Essen kostet nicht über 25 Francs, also reichlich 4 Mark, alles, auch Getränke und Trinkgelder, inbegriffen. Kann man das einen Luxus nennen? Für viele der Teilnehmer ist es das einzige Fest des ganzen Jahres. — Wenn dann alles satt ist, aber nicht vorher, kommen die Tischreden. Unvorstellbar, daß jemand während des Essens reden würde — kein Mensch würde auf ihn horchen. Nach dem Essen aber hört man geduldig und in heiterster Stimmung 10 oder 12 Redner an, die Reden sind natürlich kurz, aber eine Stunde dauert es doch wenigstens, denn es muß ja jeder gefeiert werden, der irgendwie zu dem Feste in Beziehung steht; ohne das geht es nicht. Und wenn vielleicht als letzter der deutsche Kamerad auf den Tisch steigt und über die Menge hinwegruft: „Man erzählt uns, ein Abgrund klaffe zwischen Deutschen und Franzosen. Ich habe nichts davon gemerkt. Und auch wenn es so wäre — wir, die alten Kriegssoldaten, die wir den Haß überwunden haben, wir sind berufen, den Graben auszufüllen und den Abgrund zu überbrücken", dann würde sich wohl auch der schwärzeste Hasser in Deutschland besiegt geben, wenn er die glänzenden Augen und den frohen Beifall sehen und hören könnte.

Brot und Wein — alles kann man sich von einer französischen Mahlzeit wegdenken: den Fisch, den Braten, den Nachtisch — aber nicht Brot und Wein. Sie sind der unentbehrliche Hauptbestandteil jeder Mahlzeit. Die Rolle, die bei uns die Kartoffel in der Ernährung spielt, spielt in Frankreich das Brot. Wer kein Geld hat, macht sich eine Schüssel Salat und tunkt die Brühe mit viel Brot auf; dazu trinkt er Rotwein.

Brot — das natürlichste Nahrungsmittel,

Wein — das natürlichste Genußmittel,

dabei bleibt ein Volk gesund, zumal wenn es mit den Hühnern zu Bett geht.

Wenn die Worte jener nationalgesinnten Zeitschrift richtig sind, dann muß das französische Volk eines der tapfersten und fröhlichsten und kräftigsten sein.

Was für ein gefährlicher Irrtum, es für dekadent zu halten!

Rittelhof (Württ.) Paul Distelbarth

Deutsch-französische Illusionen

1. Falsche Gesichtspunkte

Man weiß, daß ich zu denen gehöre, die in einer deutsch-französischen Zusammenarbeit nicht nur einen kulturellen Gewinn, sondern auch eine politische und wirtschaftliche Notwendigkeit sehen. Aber eben deshalb halte ich es für meine Pflicht, vor einem utopischen Reden zu warnen, das die Einsicht in die wirkliche Lage verdunkelt. Ich warne, weil jene falsche Betrachtungsweise ein wirkliches Zusammenarbeiten nur erschwert und weil man damit die Arbeit der nationalistischen Gegner unnütz erleichtert.

Immer wieder wird uns gesagt: das französische Volk will den Krieg nicht, es will nur Frieden, und zwar einen gesicherten Frieden. Und wer in Frankreich reist, wird zunächst auch geneigt sein, diese Behauptung zu bestätigen. Und doch ist diese Behauptung ungenau und trügerisch. Nicht als ob man in Frankreich nicht liebenswürdig aufgenommen würde. Nicht als ob selbst in französischen Kreisen, die von deutscher Kultur nicht viel wissen, die Notwendigkeit einer deutsch-französischen Zusammenarbeit im Interesse Europas begriffen wäre. Nicht als ob die Versicherung der Franzosen, sie wollten keinen Krieg mit uns, nicht aus einem aufrichtigen Herzen käme. Aber man vergißt nur zu leicht bei solchen Begegnungen zweierlei: einmal, daß dabei nicht Volk zu Volk spricht, sondern Privatleute. Und dann, daß der Wunsch nach Frieden noch keine ausreichende Grundlage für die Politik ist. Die innersten Triebkräfte, die unter Umständen zu unseren Wünschen im Gegensatz stehen, werden erst in der politischen Aktion deutlich.

2. Die Erfahrungen des Sohlbergkreises

Ich will an einem Beispiel aus der Praxis erläutern, worum es geht. Seit drei Jahren trifft sich deutsche und französische Jugend auf den Treffen des Sohlbergkreises. Diese Zusammenkünfte, ein Werk des unermüdlichen Karlsruher Jugendführers Otto Abetz, entstanden aus dem Wunsch nach einem näheren Kennenlernen der Jugend beider Völker. Allen politischen Hintergedanken gegenüber — aus denen heraus eine ganze Reihe anderer Jugendtreffen entstanden sind — war Abetz' Anliegen zunächst ein rein menschliches: wir können keine Politik treiben, wenn wir bereits mit bestimmten Zielsetzungen zusammenkommen und über den Anderen einen Erfolg davontragen wollen. Die lautere Menschlichkeit des deutschen Führers gewann ihm in Frankreich das Vertrauen einiger kleiner Kreise. Das erste Treffen im August 1930 diente der gegenseitigen Orientierung: was ist bei euch in der Jugend los? Es ergab sich eine so weitgehende Gemeinsamkeit der Probleme und der Zielrichtung, daß die politisch aktiveren Franzosen meinten, auf dieser Grundlage ließe sich nun politisch weiterarbeiten für eine „Nouvelle Europe". Wir waren von vornherein skeptisch, aber man konnte dem kraftvollen Optimismus der Franzosen nur schwer widerstehen.

Das nächste Treffen in Rethel im August 1931 führte jedoch zu einer großen Enttäuschung. Denn die Vertreter der beiden Länder trafen sich diesmal als Vertreter des politischen Willens ihrer Jugend (die politischen Jugendbünde waren sehr viel stärker vertreten). Und die Aufrichtigkeit, die man im Verkehr miteinander im Vorjahre geübt hatte, führte diesmal zu einer scharfen Entgegensetzung der politischen Standpunkte. Die Deutschen sprachen davon, wie deutsche Jugend sich bedrückt fühlt durch den Makel der Kriegsschuldlüge, durch die erzwungene Wehrlosigkeit des deutschen Volkes, durch die Sinnlosigkeit, mit der der polnische Korridor ein Glied vom Körper des Deutschen Reiches abschneidet, durch die Not des Ausland- und Grenzlanddeutschtums. Die Franzosen fühlten sich verletzt durch die deutschen Ausführungen, betonten die Notwendigkeit der Ausführung des Vertrages von Versailles

und erhofften alles von den konstruktiven Lösungen eines Paneuropa.

Rethel war ein Mißerfolg; aber seltsam, es war kein Ende. Im Gegenteil. Diese Jugend begriff nun, daß sie nicht nur viele Gemeinsamkeiten, sondern auch viele Gegensätze hat, und daß zu dem gegenseitigen Kennenlernen auch, ja in erster Linie, das Wissen um diese Gegensätze gehört. Im Sohlbergkreis weiß man heute, daß um der Gemeinsamkeit willen Zusammenarbeit notwendig ist, man weiß aber auch, daß diese Zusammenarbeit nur unter Schwierigkeiten vor sich gehen wird, weil die Gegensätze solche des Wesens sind, die man auch beim besten Willen nicht aus der Welt schaffen kann. Und unter dieser Erkenntnis stand das dritte Sohlbergtreffen, das im März d. J. in Mainz stattfand. Die Tagung hatte wieder das Politische als Hintergrund; aber es wurde nicht unmittelbar wie in Rethel das politische Ziel erstrebt. Namentlich die Deutschen, die die Mehrzahl der Redner stellten, versuchten den Franzosen die Gründe des Gegensatzes klarzumachen. Nicht um durch Diskussion allmählich die Gegensätze aus der Welt zu schaffen, sondern um begreiflich zu machen, wo bei allem Willen zur Zusammenarbeit die wesensmäßigen Grenzen unseres Nachgebens liegen. Ich erwähne eine sehr bezeichnende Einzelheit: Ein junger Deutscher kam auf das elsässische Problem zu sprechen. Da erhob sich ein junger Franzose und rief, die elsässische Frage sei mit Locarno endgültig geregelt; und wenn einer der Anwesenden auch nur daran rühren wolle, so sei das für ihn hinreichender Grund, nicht weiter mitzumachen. Es dauerte geraume Zeit, bis wir ihm und seinen Freunden klargemacht hatten, daß wir Deutschen unterscheiden zwischen der politischen und der völkischen Seite des Problems. Auch wenn wir uns politisch mit der Wiederannexion abgefunden haben, so muß es doch einen Deutschen kränken, wenn er sieht, wie die französische Verwaltung im Elsaß das Deutschtum und die deutsche Kultur als etwas Zweitrangiges behandelt. Daß es so eine innere, gesinnungs- und blutmäßige Verbundenheit aller Deutschen gibt, unabhängig von den Staatsgrenzen, das zu verstehen fällt den Franzosen außerordentlich schwer, weil für sie „nation" zugleich Staatsvolk und Volkstum bedeutet.

3. Nüchternheit!

Diese Erfahrungen des Sohlbergkreises sind lehrreich. Diese Jugend hat das Ziel einer deutsch-französischen Zusammenarbeit nicht aufgegeben. Und sie wirkt mit Leidenschaft für dieses Ziel, weil sie damit nicht nur, wie unsere Wirtschaft, bestimmte Interessen befriedigen will, sondern ein sittliches Ziel darin sieht. Aber diese Jugend ist nüchtern in dieser ihrer Arbeit. Nicht von jener verruchten Nüchternheit, die sich so gerne „realpolitisch" nennt, und die angesichts der Schwierigkeiten ihre Ziele immer niedriger steckt, sondern von jener Nüchternheit, die angesichts der vorhandenen Gegensätze nach neuen Lösungen sucht, die dem Ziele trotz allem näherbringen. Die freilich damit auch weiß, daß die Gegensätze damit nicht aus der Welt geschafft sind, und daß deshalb jede Lösung den Keim neuer Mißverständnisse und Schwierigkeiten mit sich bringt. Der nächsten Generation wird also nichts erspart, sie wird dieselbe Arbeit, wie wir sie leisten, wenn auch mit anderen konkreten Fragen belastet, wieder leisten müssen und so immer fort.

4. Das Ringen um den Rhein

Man tut deshalb auch der Sache keinen Dienst, wenn man es wie Hans E. Friedrich [1]) so hinstellt, als wäre das Wort vom Erbfeind nur eine Erfindung der Staatsmänner und als sei es nur die Mißdeutung eines dynastischen Gegensatzes zwischen den beiden Ländern. Man kann streiten, ob das Wort vom „Erbfeind" gut gewählt ist: aber daß es zwischen beiden Ländern und Völkern wesensmäßige, unaufhebbare Gegensätze gibt, und daß hier die eigentliche Wurzel des deutsch-französischen Problems liegt, das sollte gerade auch der Friedensfreund sehen.

Völker sind lebendige Gebilde, die sich ausdehnen wollen. Es hat darum auch keinen Sinn, wie manche Vertreter der Geopolitik es tun, vom „natürlichen Daseinsraum" eines Volkes zu sprechen. Die Geopolitik sieht richtig, daß der geographische Raum eines Volkes auf dessen Politik eine große Wirkung ausüben muß. Aber es hängt eben nicht nur von der Raumgestaltung ab, wo ein Volk wohnt. So haben sich seit den Anfängen der Völkerwanderung immer Germanen in den „französischen" Raum hineingedrängt (Zimbern und Teutonen, Westgoten, Burgunder, Franken, Normannen, Flamen), und so hat auf der anderen Seite das Drängen französischen Volkes nicht an seinen „natürlichen Grenzen", den Vogesen und den Ardennen, haltgemacht, weil die großen Pforten bei Belfort, Metz und Arras ein weiteres Vordringen unschwer ermöglichten. Wenn die germanische Wanderbewegung im Mittelalter mehr nach Osten und Südosten erfolgte, so geschah das weniger aus Neigung, als vielmehr weil das Gesetz des geringsten Widerstandes allein nach jenen Richtungen eine wirkliche Ausbreitung möglich machte. Aber die bevorzugte Richtung des politischen Strebens der Deutschen wird immer nach dem Südwesten und Süden gehen, den Ländern der älteren Kultur, des reicheren und fruchtbareren Bodens, des glücklicheren Klimas. Und umgekehrt kann Frankreich mit seiner Küstenlage gar nicht anders als gegen den Kontinent drücken, weil es nicht weiter nach Westen und Süden ausweichen kann. Dabei ist grundsätzlich kein Unterschied, ob dieser französische Druck direkt auf den Rhein erfolgt oder ob es wie heute durch ein System von Bündnissen Deutschland von Osten und Südosten her im Schach zu halten sucht. Dieses Ringen um den „Rhein", d. h. um den mittelwestlichen europäischen Raum, wird es geben, solange es ein deutsches und ein französisches Volk gibt. In diesem Ringen gibt es keine natürlichen Normen. Weder verleiht die „lateinische Kultur" den Franzosen ein Recht auf den Limes, noch gibt uns Deutschen die größere Bevölkerungsdichte ein Anrecht auf französischen Boden. Der tiefste Grund des Ringens sind ja auch gar nicht die Sorge um die lateinische Kultur oder um die ausreichende Ernährung des deutschen Volkes — beweisen uns doch heute dieselben Politiker, daß die deutsche Landwirtschaft sehr wohl in der Lage wäre, uns ausreichend zu ernähren! — sondern der Macht- und Geltungswille der Völker und ihr Streben nach Wohlstand. Verschärft wird dieses Ringen der Völker durch die Wesensunterschiede, die uns um so stärker bewußt geworden sind, je stärker die kulturelle Zusammenarbeit der Völker zugenommen hat. Die geistigen Unterschiede zwischen Slawen und Deutschen sind kaum geringer als die zwischen Franzosen und Deutschen; aber sie machen uns nicht viel aus, weil wir — von ein paar Russen abgesehen — noch kaum eine geistige Beeinflussung durch die Slawen erfahren haben.

5. Trotz allem — Pazifismus!

Wir sehen also die Tatsache, daß Deutschland und Frankreich um den mittelwesteuropäischen Raum ringen und immer ringen werden, nicht weniger deutlich als die Nationalisten beider Länder. Wir lassen uns darüber nicht hinwegtäuschen durch die Tatsache, daß dem Einzelnen dieser politische Ausdehnungsdrang selten zum Bewußtsein kommt, und daß der Einzelne ihn, wo er ihm bewußt geworden ist, für seine Person ablehnen kann. Die Völker als solche können es nicht, und wo sie politisch zusammenkommen, wird er sich immer spürbar machen. Wir nehmen aber dieses Ringen nicht einfach fatalistisch hin, sondern fordern, daß die Staatsmänner es in den Dienst einer Idee stellen. Diese Idee heißt heute Europa. Man verkennt die Gesetze, die Gott in die Völkerwelt hineingelegt hat, wenn man meint, jedes Volk sei Gott nur die Entfaltung seiner selbst schuldig. Das Autarkiestreben wird der Strafe Gottes nicht entgehen: wo jeder nur an seinen Vorteil denkt, wird jeder sich zugrunde richten. Die Völker müssen zusammenarbeiten. Darum wenden wir uns auch gegen die Leichtfertigkeit, mit der man heute wieder vom Kriege spricht. Gewiß, der deutsch-französische Gegensatz besteht, und er soll um einer sauberen und wirksamen Politik willen nicht verschleiert werden. Aber weil die Forderung der Zusammenarbeit über der der Selbstbehauptung steht, muß die Politik

[1]) Christliche Welt Sp. 851 ff.

nach Mitteln suchen, die Gegensätze zwar nicht aus der Welt zu schaffen, wohl aber für beide erträglich zu machen. Denn weiter wird man überhaupt nie kommen. Ein siegreicher Krieg kann ja dem Gegner keine Ruhe verschaffen, solange er den Anderen nicht gänzlich vernichtet hat. Man lasse sich nicht irremachen durch das dumme Gerede, der Pazifismus diene der moralischen Knochenerweichung. Gott hat uns dazu berufen, Frieden zu stiften. Und dazu gehört mehr Mut, als nur sein Leben in die Schanze zu schlagen. (Ich weiß das, denn ich kenne beides aus eigener Erfahrung.) Aber man hüte sich auch vor einer wirklichkeitsfremden Vereinfachung des an Gegensätzen und Schwierigkeiten so reichen Problems einer deutsch-französischen Zusammenarbeit.

Münster i. W. Otto Piper

Die Bedrohung der eherechtlichen Stellung der Frau

(Nach einem Vortrag, gehalten in Dresden am 9. Mai 1932)

Die gegenwärtige Bedrohung der Rechtslage der Frau geht nicht nur von einer politischen Richtung aus. Weite Kreise, die sich im übrigen nicht zu einheitlichen politischen Zielen bekennen, gehen in dieser Frage parallele Wege. Restlos einheitlich sind allerdings die Aeußerungen über die Stellung, die der Frau künftig anzuweisen sei, nicht. Insbesondere zeigt sich gelegentlich ein Ansatz zur Wendung vom propagandistischen Schlagwort zu einer sachlicheren Betrachtung, wie sogleich das Beispiel der Rassenhygiene zeigen wird; wir möchten hoffen, daß solche vereinzelte Symptome wachsender Sachlichkeit sich vermehren. — Abgesehen von einigen Ausflügen in Randgebiete werden wir nun der Reihenfolge nach gehen, in der das Bürgerliche Gesetzbuch die Stellung der Frau behandelt.

1. Eingehung der Ehe

Ernste Eugeniker fordern seit langen Jahren vergeblich, die Eingehung der Ehe solle an den Nachweis geknüpft werden, daß die Verlobten ärztliche Ehetauglichkeitszeugnisse ausgetauscht haben. Neuerdings wird, wie allen Rassefragen, so auch der Frage der biologischen Ehevoraussetzungen mehr allgemeines Interesse entgegengebracht. Nach den Vorschlägen des R. Walter Darré in der Schrift „Neuadel aus Blut und Boden“ (Verlag J. F. Lehmann, München 1930, Seite 170 ff.) sollen die Mädchen des ganzen Volkes je nach ihrer Fortpflanzungseignung eingeteilt werden in 4 Klassen:

Klasse I umfaßt diejenigen, „deren Verehelichung in jeder Beziehung wünschenswert erscheint“ (etwa 10%); Klasse II diejenigen, „deren Verehelichung im Hinblick auf die Nachkommenschaft keinerlei grundsätzliche Bedenken entgegenstehen“; Klasse III diejenigen, „deren erbwertlicher Zustand ... eine Unterbindung von Nachkommenschaft verlangt. Diesen Mädchen wird man die Ehe gestatten, wenn ... Kinderlosigkeit ... gewährleistet ist“; Klasse IV nimmt diejenigen auf, gegen deren Verehelichung grundsätzlich schwere Bedenken vorliegen — Geisteskranke, Dirnen, Verbrecherinnen, uneheliche Kinder unbekannter Herkunft. — Besondere „Zuchtwarte“ sollen die „Zuchtakten“ für jeden Deutschen führen.

Diese Art der Behandlung der Frage erhält eine besondere Note durch den Umstand, daß die Vorschläge unterbreitet werden von dem Leiter der Abteilung Landwirtschaft einer großen politischen Parteiorganisation.[1]) Sie ist bitter für den, der die mittelalterliche Frage „Sind Weiber Menschen?“ endgültig entschieden wähnte. Die einseitige Abstellung auf die Frau ist aber schlechterdings unverständlich für uns, die wir in der Praxis immer wieder die ungeheure Schädigung des gesundheitlichen Erbgutes unseres Volkes durch Geschlechtskrankheit oder Trunksucht weniger der Frau als ganz überwiegend des Mannes erleben.

In Klasse III ist die Möglichkeit absichtlicher Kinderlosigkeit ins Auge gefaßt. Noch 1928 war im Reichstag ein Gesetzesentwurf zum Schutze der Nation vorgelegt (Reichstagsdrucksache IV 1928 Nr. 1741), in dessen Paragraph 5 es heißt: „Wer es unternimmt, die natürliche Fruchtbarkeit des deutschen Volkes zum Schaden der Nation zu hemmen oder in Wort, Schrift, Druck, Bild oder in anderer Weise solche Bestrebungen fördert, oder wer durch Vermischung mit Angehörigen der jüdischen Blutsgemeinschaft oder farbiger Rassen zur rassischen Verschlechterung und Zersetzung des deutschen Volkes beiträgt oder beizutragen droht, wird wegen Rassenverrats mit Zuchthaus bestraft.“

Dieser Standpunkt scheint zugunsten sachlicher Betrachtung verlassen zu werden. Das bestätigt das Märzheft 1932 der Nationalsozialistischen Monatshefte (Verlag Eher, München); dort heißt es in einem vor dem nationalsozialistischen deutschen Aerztebund gehaltenen Vortrag Dr. Hermann Böhms über „Nationalsozialistische Gedanken zum § 218“:

„Ich glaube, unsere Stellung ist theoretisch ganz klar und einfach. Daß wir einer völligen Freigabe der Abtreibung niemals das Wort reden, ist eine Selbstverständlichkeit. Für die Unterbrechung der Schwangerschaft gibt es vier Indikationen: 1. die medizinische, die wir natürlich grundsätzlich anerkennen, 2. die eugenische, die wir nach unserer nationalsozialistischen Weltanschauung ebenso selbstverständlich anerkennen, 3. die ethische, für die wir im Prinzip gleichfalls eintreten, und 4. die soziale, die wir unbedingt ablehnen müssen, da in einem nationalsozialistischen Reiche Kinderreichtum nicht mehr wirtschaftliches Elend bedeuten darf.“

Nebenher sei hier auf die in der Gegenwart häufige Behandlungsweise schwieriger Fragen hingewiesen: zunächst ein ernsthafter Anfang, dann, wenn die Problematik beginnt, ein Ausweichen durch einen plötzlichen Sprung in die Behauptung, später sei eben alles anders, also auch diese Problematik aufgelöst. — Weiter unten bekennt sich bei Erörterung der eugenischen Indikation der Verfasser ganz direkt zur Empfängnisverhütung: „Das führt ganz zwangsläufig zu der Forderung, solche Schwangerschaften zu verhüten.“

Und im Folgenden zeigt er, wie und in welchem Umfange er sich diese Geburtenverhütung denkt:

„Dazu stehen uns, abgesehen von der von manchen Seiten stark propagierten, u. E. aber doch recht bedenklichen Aufklärung über konzeptionsverhütende Mittel die amtliche Regulierung der Eheschließung und die Sterilisierung zur Verfügung. ... Von einem ausgedehnten Gebrauch der Sterilisierung ließe sich unzweifelhaft schon in verhältnismäßig kurzer Zeit ein ganz wesentlicher Einfluß auf die Erbtüchtigkeit unseres Volkes erwarten. Lenz scheut nicht vor dem Gedanken zurück, das untüchtigste Drittel des deutschen Volkes von der Fortpflanzung auszuschalten. ... Der Gedanke einer solchen Massensterilisierung mag manchem ... grotesk erscheinen. Ist er es wirklich, wenn man bedenkt, wieviele Erbtüchtige ... freiwillig auf Nachkommenschaft verzichten, ... welch enorme Last, die mit Erbminderwertigen angefüllten Pflegeanstalten ... verursachen?“

Böhm hält von dem Zwang zum Austausch von Ehetauglichkeitszeugnissen der Verlobten nur dann etwas, wenn den Eheberatungsstellen weitgehend Eheverbote „als Machtmittel zur Verfügung stehen“, zum mindesten aber ein wirksamer Druck durch Verweigerung wirtschaftlicher Familienbeihilfen ausgeübt werden kann. Der Umgehung des Eheverbots durch außereheliche Beziehungen will Böhm durch ein Verbot auch des illegitimen Verkehrs begegnen:

„Der Gedanke an Verbot außerehelichen Geschlechtsverkehrs verliert etwas von seiner utopischen Note, wenn man bedenkt, daß in mehr als 20 nordamerikanischen Staaten jeder erfaßte Einzelfall von außerehelichem Geschlechtsverkehr mit Geldstrafe oder Gefängnis bestraft wird, und daß die unehelichen Geburten nur 2—3% der gesamten Geburtenzahl betragen.“

Zur Wertung dieser Vorschläge fehlt hier der Raum; sie seien daher nur registriert. Gegenüber den Ausführungen des landwirtschaftlichen Sachverständigen Darré ist immerhin festzustellen, daß der Arzt Böhm in gleicher Weise den Mann wie die Frau als Träger von Erbanlagen wertet.[2])

2. Ehehindernisse

Aus eugenischen Gründen soll das Ehehindernis der Verwandtenehe in seinen Voraussetzungen erweitert werden; so sollen nach Böhm Ehen zwischen Vettern und Basen einem Eheverbot unterliegen.

Ob dagegen das Ehehindernis der Doppelehe in vollem Umfange auch für den Mann aufrechterhalten bleiben soll, erscheint fraglich angesichts des Vorschlags einer vorübergehenden Einführung der Polygamie: Rosenberg sagt im Mythos des 20. Jahrhunderts (1932, S. 581) bei Besprechung der Unehelichen-Frage:

[1]) Die NSDAP. D H

[2]) Die von der NSDAP. für Angehörige ihrer Sturmformationen vorgeschriebene Heiratsgenehmigung ist hier als nur für diese begrenzten Kreise geltend übergangen.

„Gewiß ist die Ehe zu schützen und durchaus beizubehalten als organische Zelle des Volkstums, aber schon Professor Wieth Knuthsen hat mit Recht darauf hingewiesen, daß ohne zeitweise Vielweiberei nie der germanische Völkerstrom früherer Jahrhunderte entstanden wäre.... Maßstäbe, die in geordneten Friedensverhältnissen gut sind, können in Zeiten eines Schicksalskampfes verhängnisvoll werden.... Ein deutsches Reich der Zukunft wird also gerade die kinderlose Frau — gleich ob verheiratet oder nicht — als ein nicht vollwertiges Glied der Volksgemeinschaft betrachten (Ausnahmen im einzelnen selbstverständlich zugestanden)."

Vom Standpunkt der Rechtsstellung der Frau aus ist hier darauf aufmerksam zu machen, daß ähnliche Aeußerungen über den Mann, der — aus welchen Gründen immer — keine Nachkommen hat, nicht vorliegen. Hierher gehört auch die Aeußerung von Goebbels in seinem Roman „Michael": „Die Frau hat die Aufgabe, schön zu sein und Kinder zur Welt zu bringen" (zitiert nach Lauer, Die Frau in der Auffassung des Nationalsozialismus, Verlag Kölner Görreshaus). Man macht sich also das französische Frauenideal „La femme est faite pour plaire à l'homme" zu eigen. In kirchlichen Kreisen fügt man der Aeußerung ähnlicher Auffassungen gelegentlich hinzu, daß dies die Schöpfungsordnung" oder der „Schöpferwille" sei; so z. B. der Hauptreferent der gemeinsamen Tagung der evangelisch-sozialen und der kirchlich-sozialen Landesgruppen Sachsens am 7. Mai 1930 in Dresden.

3. Wirkungen der Ehe im allgemeinen

Die grundsätzliche Stellung des geltenden Rechts zur Stellung der Ehefrau ist ausgesprochen im Bürgerlichen Gesetzbuch in § 1354: „Dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Fragen zu" — ein Grundsatz, der für den Wissenden die Quelle von viel Uebermut einerseits und viel Leiden andererseits darstellt, und deshalb wieder und wieder von der deutschen Frauenbewegung angegriffen worden ist. Eine spezielle Stellungnahme zu diesem Grundsatz liegt in der hier interessierenden Literatur, soweit ich sehe, nicht vor; wohl aber eine Fülle prinzipieller Aeußerungen über Frau und Frauenbewegung, die Aufschluß geben. So wird „schon die bloße Frage nach Gleichberechtigung als sinnlos und daher nicht beantwortbar verachtet", vielmehr ehre und achte man die Frau als ein Wesen, das ihm von der Natur gegebene biologische Aufgaben zu erfüllen habe (Pidder Lüng, Nationalsozialismus, Panverlag, zitiert nach Lauer a. a. O.). In E. J. Jungs „Herrschaft der Minderwertigen" (Deutsche Rundschau, Berlin 1930) heißt es in dem Kapitel „Familiendämmerung" neben vielen Zeilen ähnlichen Inhalts:

„Die Frau stand in einem höheren Sinne niemals in Hörigkeit. ...Ihre vermeintliche Hörigkeit ist nichts als Gehorsam gegenüber der naturgesetzlichen Notwendigkeit."

Aus den überaus zahlreichen Angriffen gegen die Frauenbewegung, bei Jung, bei Rosenberg, im „Opferdienst der deutschen Frau", in der „Flamme", im „Angriff" usw. usw., können nur einzelne Beispiele herausgegriffen werden:

Im „Opferdienst der deutschen Frau" (herausgegeben von Elsbeth Zander, 1930, 2. November) schreibt L. Porter zunächst davon, wie das häusliche Tätigkeitsfeld der Frau ihr durch die wirtschaftliche Entwicklung entzogen wurde, und fährt dann fort: „Aber die betriebsame Orientalin [3]) erhaschte den Augenblick und predigte ‚die Frauenemanzipation' als Heilmittel.... Bewußt oder unbewußt haben diese betriebsamen Jüdinnen unseren Frauen eingeredet, daß sie, um glücklich zu sein, unbedingt Männerrechte haben müßten."

Und Rosenberg (Mythos, 1932, S. 497) sagt: „Wie die Juden überall nach Gleichberechtigung rufen und darunter nur ihre Vorherrschaft verstehen, so steht die Emanzipierte fassungslos dem Nachweis gegenüber, daß sie nicht Gleichberechtigung fordert, sondern ein Parasitenleben auf Kosten der männlichen Kraft."

„Tatsächlich wollen die Frauenrechtlerinnen in ihrem tiefsten Wesen nichts anderes, als sich auf Kosten des Mannes aushalten lassen."

Bei diesem absoluten Mangel an einfachster Tatsachenkenntnis ist der Boden für eine Diskussion nicht vorhanden.

Nach dem geltenden Recht kann der Mann eine Berufsstellung seiner Ehefrau auch gegen deren Willen wirksam kündigen. In Konsequenz ihrer grundsätzlichen Einstellung wurde und wird auch diese Bestimmung als der Würde der Frau zuwiderlaufend von breiten Frauenkreisen bekämpft.

Die Aeußerungen über die Berufstätigkeit der Frau im allgemeinen sind in der hier interessierenden Literatur nun überaus zahlreich und überwiegend ablehnend.

In der Vulgärliteratur ist hauptsächlich davon die Rede, daß die Frau ins Haus gehöre, und daß die Unverheirateten ihre Kräfte als Diakonissen, Hebammen, Wochenpflegerinnen, Mädchenerzieherinnen und -lehrerinnen zur Verfügung stellen sollen; nicht erwähnt wird in diesem Zusammenhang, daß diese Berufe die 2½ Millionen Frauen, die es mehr gibt als Männer, nicht aufzunehmen vermögen, und daß vom Prinzip der Ablehnung der Frauenberufsarbeit eine konsequente Linie zum Prinzip der Polygamie führt. Auch Krieck (Nationalpolitische Erziehung, Armanen-Verlag, Leipzig 1932) gehört hierher, wenn er (S. 63 ff.) kurzerhand sagt: „Die Frau ist aus der öffentlichen Lebenssphäre in Privatkreis und Familie zurückzuführen, wo sie geborene Herrscherin ist." Die praktische Möglichkeit einer solchen Rückführung erwägt er nicht und geht in der Polemik so weit, was bei einem deutschen Akademieprofessor, noch dazu in einem Buche über Erziehung, immerhin überrascht, daß er von „Mannweibern" und „politischen Amazonen" spricht. Der Dresdner Anzeiger vom 10. Mai 1932 weist in einem Artikel „Die andere Frau" die unverheirateten Frauen darauf an, bittend zu verwandten Familien zu gehen, dort würden sie „kranke Kinder pflegen und froh sein müssen, daß ihr Leben einen Inhalt gefunden hat".

Bezüglich des Berufs des weiblichen Pfarrers sagt ein Lizentiat im „Reichsboten" vom 21. Juli 1927 von der gegenwärtigen Entwicklung, daß sie zwei Kuckuckseier enthalte: „Aus dem einen wird eines Tags der vollausgewachsene weibliche Pastor kriechen.... Das andere wird ein Wesen hervorbringen, das sich über kurz oder lang mit dem Pfarrer der nächsten Gemeinde verheiratet.... Hoffentlich weiß es dann auch, was Säuglingspflege ist, und wie man ein Mittagessen kocht.... Schade nur um das Geld und die Zeit."

Neuerdings findet sich vielfach die — allgemein gehaltene — Behauptung, es sei nicht beabsichtigt, die Frauen aus den von ihnen eroberten Berufen zu verdrängen, ohne daß jedoch konkret und eindeutig Stellung genommen wird.

Rosenberg sagt (Mythos, 1932, Seite 506 ff.): „Der Frau sollen alle Möglichkeiten zur Entfaltung ihrer Kräfte offenstehen, aber über eines muß Klarheit bestehen: Soldat, Richter und Staatslenker muß der Mann sein und bleiben", und dieser Satz wird in der Presse wieder und wieder zustimmend zitiert. Demgegenüber ist beachtlich ein Artikel von Frau Gertrud Baumgart (Nationalsozialistische Monatshefte, 1932, Nr. 24), in dem sie als Antwort auf das der Stellung der Frau gewidmete Januarheft der Nationalsozialistischen Monatshefte Sätze wagt wie die folgenden: „Warum sollte eine Aerztin notwendiger sein als eine weibliche Jugendrichterin? Es gibt viele Fälle der Gerichtsbarkeit, in denen die Frau nicht restlos der Einstellung des Mannes ausgesetzt sein sollte." Wenn mit Rosenbergs Aeußerung über den „Staatslenker" Gesetzgebung und Verwaltung gemeint ist, so steht zu hoffen, daß dieselbe Sachlichkeit, die Frau Dr. Baumgart zur Bejahung des weiblichen Richters führt, eine entsprechende Einsicht auch hier vermittelt. Wenn man, um nur ein einziges Beispiel herauszugreifen, hört, daß — wie Agnes von Zahn-Harnack kürzlich feststellte — Tolstois Kreutzersonate in einer Mädchenklasse besprochen worden ist von einem männlichen Lehrer, so scheint mir bezüglich des Volksbildungsressorts bereits einleuchtend, daß auch hier „die Frau nicht restlos der Einstellung des Mannes ausgeliefert sein sollte".

Wie wenig vorerst noch die Problematik der Erwerbsarbeit, insbesondere der die Ehe wirtschaftlich oft erst ermöglichenden Erwerbsarbeit, der Ehefrau gesehen wird, zeigt auch eine Aeußerung Essers im Februar 1932 in Stuttgart: Die erste Notverordnung Hitlers werde brutal gegen alle Doppelverdienerei gehen, die zweite Notverordnung bestimme, daß alle Frauen und Mädchen aus den staatlichen Bürostuben zu entfernen und durch Männer zu ersetzen seien (Vossische Zeitung vom 25. Februar 1932). Zwar wird solchen im Wahlkampf hingeworfenen Worten an sich nicht allzuviel Bedeutung zuzumessen sein. Immerhin ist Esser Propagandasachverständiger, und an solchen Bemerkungen wird deutlich, in welcher Richtung man den breitesten Beifall erwartet.

4. Eheliches Güterrecht

Zum ehelichen Güterrecht war seit langem die grundsätzliche Einführung der Gütertrennung unter billiger Beteiligung der Frau an dem gemeinsam Errungenen befürwortet, und nach den wiederholten Verhandlungen des Deutschen Juristentages schien die Verwirklichung dieses Vorschlages nahe. Auf der

[3]) In Wirklichkeit ist die Frauenbewegung von angelsächsischen und nordischen Ländern, wo die Frau schon im Altertum eine angesehene Stellung innehatte, ausgegangen; die bekannteste Pionierin auf reichsdeutschem Gebiet, Helene Lange, war Niedersächsin und kämpfte mit den andern Führerinnen der organisierten deutschen Frauenbewegung gegen jede Auflockerung der Sittlichkeit.

Hauptversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine in Eisenach 1927 jedoch wurde bereits aus großagrarischen Kreisen eine Stimme für Gütergemeinschaft laut, und neuerdings fordert E. J. Jung in dem genannten Buch im Kapitel „Reform des Familienrechts" die Neueinführung der Gütergemeinschaft.

5. Ehescheidungsrecht

In weiteren Kreisen bekannt geworden sind die Sätze Rosenbergs zum Ehescheidungsrecht, mit denen er die oben wiedergegebenen Aeußerungen fortführt:

„Ein deutsches Reich der Zukunft wird gerade die kinderlose Frau — gleich ob verheiratet oder nicht — als ein nicht vollwertiges Glied der Volksgemeinschaft betrachten und damit auch den Ehebruch des Mannes einer Korrektur unterziehen, insofern ein solcher mit Kindesfolge nicht als juristisch zu wertender Ehebruch betrachtet werden kann ..."

Das bedeutet also, abgesehen von der oben besprochenen Tendenz zur Polygamie, daß Mann und Frau beim Ehescheidungsrecht mit zweierlei Maß gemessen werden. Mit dieser Grundanschauung steht Rosenberg keineswegs allein. Lauer (a. a. O., S. 17 f.) berichtet dazu eine Aeußerung Gregor Strassers und weiter unten die Wirkung, die solche Stellungnahme der Führer auf die Gefolgschaft unseres Erachtens notwendig haben muß:

Im Frühjahr 1930 fällte das Kammergericht eine vielbeachtete Entscheidung, in der es sich bei einem Ehescheidungsprozeß dahin aussließ, daß der Mann in sexueller Beziehung vor der Ehe tun könne, was ihm beliebe, daß die Frau jedoch sich höchstens mit einem Manne abgeben dürfe. Angesehene Blätter sahen darin eine Sanktionierung der doppelten Moral. Aber Gregor Strasser (Nationalsozialistische Briefe, 18. Heft, 5. Jahrgang) stellte demgegenüber unter der Ueberschrift „Doppelte Moral? Jawohl!" die Forderung auf, daß es der Wesenheit des arischen Blutes entspräche, daß der Mann der Frau Reinheit der Seele und die Frau dem Manne Reinheit des Körpers schulde, und er schließt seine Ausführungen mit dem Satz: „Wir begrüßen das Urteil des Kammergerichts als eines der wenigen, die endlich nach deutschem Recht ergingen." [4])

Von der Wirkung auf die Gefolgschaft geben gelegentliche Schriftäußerungen Zeugnis. So bringt das Pfälzer Organ des Nationalsozialismus „Die Rheinfront" vom 4. Januar folgenden Artikel:

„Wenige der Außenstehenden begreifen, daß der Verkehrston innerhalb der SA alles andere als keusch und still ist ... Das Lager der Braunhemden ist nicht das puritanische Lager Cromwells. Wein, Weib und Würfel, zum mindesten die mittlere der drei Soldatenparolen, spielen keine geringe Rolle in der Armee des kommenden Deutschland."

Auch E. J. Jung (a. a. O.) bekennt sich ausdrücklich zur doppelten Moral. Aus den umfangreichen Ausführungen, die er zu der Frage macht, seien die folgenden zur Prostitution herausgegriffen:

„Wir wissen, daß Frauen dieser Art wohl in den meisten Kulturen vorhanden waren, den Hang des Mannes nach geschlechtlicher Abwechslung befriedigend, ohne die Ehe in ihrem inneren Wesen zu gefährden ... Der Mann muß nicht an seiner Seele Schaden nehmen, wenn er durch das Fegefeuer geschlechtlicher Zügellosigkeit geht. Er bleibt in den meisten Fällen schöpferisch. Er vermag alle sexuellen Widerwärtigkeiten zu vergessen und zu verwinden und kann sich leicht zur großen Liebe zurückfinden."

Dessen, was die Frau über diese sexuellen Widerwärtigkeiten in ihres Mannes Vergangenheit empfindet, ob sie nicht schmerzvoll einsieht „Es blieb an deinem Kleid ein Stäubchen hangen — von einem jeden Weg, den du gegangen" — dessen ist nicht gedacht. —

Das Ernsteste an diesen Stimmen sind nicht die konkreten Vorschläge; es ist die grundsätzliche Stellung zur Menschenwürde der Frau. Gewiß gibt es weite Kreise in der weiblichen Bevölkerung, deren Wünschen diese Auffassungen, soweit sie ihrem Verständnis zugänglich sind, entsprechen. Doch gegen die Annahme müssen wir uns auflehnen, daß diese Kreise die deutsche Frau schlechthin verkörpern. Die Auffassungen, um die es sich hier handelt, sind charakterisiert durch zweierlei: einmal durch den Ton, in dem von der Frau gesprochen wird (Darré, Jung, Reichsbote, Rosenberg u. a.). Sodann aber und ganz besonders durch ihre inhaltliche Bedeutung. Diese liegt vornehmlich darin, daß die Frau grundsätzlich und entscheidend gewertet wird nur nach der Fortpflanzungsfrage, also nach biologischen Gesichtspunkten; in der Auffassung, daß hier ihre erste und wesentliche Verpflichtung liege, daß hierin sich ihr Anteil am Leben des Volkes und ihre Mitverantwortung an seinem Schicksal im Wesentlichen erschöpfe; daß der Mann als Lenker des Volksschicksals ihr diese Aufgabe bindend zumessen könne, und daß die Erfüllung dieser Aufgabe dem Gehorsam gegenüber allen anderen Gewalten des Gewissens vorgehe, zu denen sie insoweit einer unmittelbaren Beziehung entbehre.

Worin aber liegt die Würde des Menschen, wenn nicht in dieser Beziehung?

Was die einzelnen Vorschläge anlangt, so steht wohl nicht zu fürchten, daß sie so, wie sie jetzt vorliegen, alsbald verwirklicht werden. Wohl aber möchten wir wünschen und hoffen, daß aus diesem unvergorenen Most sich als dauernder Gewinn wenigstens zweierlei herausklären möge: eine allgemeine Anerkennung der Forderungen einer guten, verständigen Eugenik und ein besserer Schutz mittelloser Mütter.

Dresden Agnes Martens-Edelmann

[4]) In Wirklichkeit findet sich die Anerkennung der doppelten Moral noch heute im Gesetz romanischer Länder.

Bücher und Schriften

Der Begriff der Kraft in der neutestamentlichen Gedankenwelt. Von Walter Grundmann. (Beiträge zur Wissenschaft vom A. und N. T., 4. Folge, Heft 8.) Stuttgart, Kohlhammer 1932. 132 S.

Die Untersuchung einzelner Begriffe des Neuen Testaments ist jetzt an der Tagesordnung. G. Stählin widmete ein Buch von fast 500 Seiten (!) dem wichtigen Begriffe Skandalon (Aergernis) und das im Erscheinen begriffene „Theologische Wörterbuch zum N. T.", herausgegeben von G. Kittel, ist ja nichts anderes als eine auf der Höhe heutiger wissenschaftlicher und biblisch-theologischer Forschung stehende alphabetische Sammlung von solchen begriffsgeschichtlichen Untersuchungen. Grundmanns tüchtige Studie hat ihren Vorläufer in dem Aufsatz über den Begriff dynamis bei Paulus, den O. Schmitz zu der Festgabe für Deißmann (1927) beigesteuert hat. Das Hauptverdienst scheint mir dies zu sein, daß Grundmann das von Schmitz gesammelte religionsgeschichtliche Material ergänzt und weiter verarbeitet, daß er die Untersuchung auf das ganze Neue Testament ausdehnt und einige Gesichtspunkte noch etwas schärfer herausarbeitet. Er beginnt mit dem religionsgeschichtlichen Begriff der Kraft und betont, vielleicht etwas zu stark, daß diese Anschauung von einer substantiellen unpersönlichen Kraft (Mana, Orenda) nur die unterste Schicht in der Kraftvorstellung darstelle, da das Ganze von einer anderen Vorstellung geformt ist, die ihr Zentrum in der Lehre von Gott als frei schaffender Persönlichkeit und in der von Christus als der in der Geschichte offenbarten Gotteskraft besitzt. Sehr stark wird die „Einheit" des Neuen Testaments herausgehoben, die in der Tat in diesem Begriff durch fast alle Schichten des Neuen Testaments hindurch zu erfassen ist. Sie wird vor allem darin erwiesen, daß die dem Christus gegebene Gotteskraft in der Ueberwindung der Kräfte und Mächte satanisch-dämonischer Art wirksam ist, unter die die Menschheit versklavt und verloren ist. Diese Beziehung kommt indes in den Texten selbst nicht so durchgängig zur Erscheinung, wie es Grundmann behauptet. Auch sonst leidet die Exegese an einigen Stellen an allzu rascher, dogmatischer Verallgemeinerung. Die Beziehungen von „Kraft" und „Glauben" scheinen mir nicht richtig herausgearbeitet. Im Ganzen aber dient die Arbeit der Förderung unserer Einsicht in den neutestamentlichen „Kraft"begriff, sowohl nach seiner religionsgeschichtlichen wie nach seiner theologischen Seite. Hans Windisch

Reformation und Gegenreformation. Von Johannes Paul. (Aus der Sammlung: Jedermanns Bücherei.) Mit zwei Karten im Text und 48 Bildern, Plänen und Faksimiles. Breslau, Ferdinand Hirt 1931. 144 S. in Halbleinen 2.85 M.

Der Greifswalder Historiker Paul, der Geschichtschreiber Gustav Adolfs, stellt auf dem gedrängten Raum von 144 Seiten das Gesamtgebiet der Reformation und Gegenreformation dar: erschöpfend trotz knappsten Raumes, wissenschaftlich einwandfrei und doch volkstümlich, geschichtlich objektiv und doch ausgeprägt protestantisch. Johannes Kübel

Karlstadt und seine Bedeutung für das Luthertum. Von Erich Hertzsch. Gotha, Klotz. 74 S. 2.60 M.

Eine Karlstadt-Studie, die mehr bieten will als die gebräuchlichen Lehrbücher der Kirchengeschichte. Nach den Hauptmomenten der inneren Entwicklung Karlstadts wird im wesentlichen seine Gestalt in den Jahren 1523—1525 klargelegt, und zwar in 3 Abschnitten: Wahrheit und Gewißheit bei Karlstadt, Religion und Ethik in ihrem Verhältnis zueinander, und Karlstadts Stellung im kirchlichen und politischen Leben. Die Bedeutung seiner Gestalt wird nicht an der geschichtlichen Wirksamkeit seiner Taten gewertet, sondern sein Geist in den Formulae Concordiae, im Pietismus und in unserer Zeit innerhalb des Luthertums ist klar herausgearbeitet.

Gerhard Kurras

Gustav Adolf. Historisches Charakterbild in fünf Aufzügen. Von Otto Devrient. Kaiserslautern, Verlag des Evangelischen Vereins für die Pfalz. 125 S. 1.80 M. 20 Exemplare je 1.50 M. einschließlich Aufführungsrecht.

Dieser Neudruck im Gustav Adolf-Gedächtnisjahr ist die 30. Auflage des Werks. Nicht so packend wie Devrients Luther, begreiflicherweise nicht streng geschichtlich, in einigen Versen mißglückt, wird das Schauspiel, das uns den Helden in Stettin, Berlin, Frankfurt a. M., vor Nürnberg und am Abend vor seiner letzten Schlacht zeigt, durch seinen Gegenstand noch jetzt stark wirken können, nicht nur in diesem Jahre. M

Ein hannoverscher Theologe um die Jahrhundertwende, Otto Gehrcke. Erinnerungsbilder mit Ausblicken auf unsere kirchliche Zukunft. Von Lic. Johannes Bornemann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1932. 56 S. 2.50 M.

Das schlichte Lebensbild eines vor kurzem Dahingegangenen. Gehrcke begann das theologische Studium 1879. Aus seinen Kandidatenjahren ist vor allem eine längere Ausbildungszeit im Kloster Lokkum hervorzuheben. Im Jahre 1886 wurde er Pfarrer in Sosmar; 1898 bis 1929 Superintendent erst in Osterode, dann in Wunstorf, starb er 1931 im Ruhestand zu Göttingen.

Während dieser ganzen Zeit ist der Verfasser (Superintendent im Ruhestand in Goslar) mit dem Verstorbenen äußerlich und innerlich verbunden gewesen. So ziehen denn die Bilder abwechselnd an uns vorüber: fröhliche Studentenzeit in Göttingen, eine große Zahl hauptsächlich durch Albrecht Ritschl angezogener junger Leute, die ihre hervorragende Begabung später im Leben bewährt haben; das eigenartige Lokkumer Klosterleben, wo die ehrwürdige Gestalt des Abtes Uhlhorn herrschte, aber auch der in der Nähe lebende Wilhelm Busch ein gern gesehener Gast war; das spätere Leben, ein Leben voll treuer Arbeit und voll Segen. Eine wissenschaftlich durchgebildete, feinsinnige und zugleich tiefgläubige Persönlichkeit! Hervorzuheben sind die wertvollen Betrachtungen über das Ephoralamt, über die ehemalige Kreisschulaufsicht im Nebenamt, über die alte und neue Kirchenverfassung und verwandte Gegenstände, die der Verfasser aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung hinzugefügt hat. Hugo Weizsäcker

Evangelisches Kirchenrecht für Frankfurt am Main. Kommentar zur Verfassung der Evang. Landeskirche Frankfurt a. M. vom 12. Januar 1923. Von D. Johannes Kübel, Pfarrer und Kirchenrat. Frankfurt a. M., Evang. Verein für Innere Mission 1932. 386 S.

Hier ist ein umfangreiches und zerstreutes Material von Gesetzen und Verordnungen aus Amtsblättern und Akten übersichtlich für die Praxis zusammengestellt, und so ein mustergültiges Werk geschaffen, wie man es den Landeskirchen nur wünschen möchte, die Aehnliches noch nicht besitzen.

Obgleich die Frankfurter Landeskirche eine der kleinsten unter den preußischen Landeskirchen ist, umfaßt sie doch eine bunte Mannigfaltigkeit von Gemeinden. Den Grundstock bilden die lutherischen Gemeinden von Alt-Frankfurt; ihnen schließen sich die unierten Gemeinden an der Peripherie des jetzigen Stadtgebiets an. Daneben bestehen eine deutsche und eine französische reformierte Personalgemeinde, die Anstaltsgemeinde des Diakonissenhauses und als eigenartiges Gebilde die aus der Gemeinschaftsbewegung hervorgegangene Personalgemeinde Nordost. Das alles erklärt sich historisch und hat für den Antiquar ein gewisses ästhetisches Interesse. Aber für das praktische kirchliche Leben muß sich daraus eine unnötige Kompliziertheit, Vergeudung von Geld und Arbeitskräften ergeben. Ueber den Einzelgemeinden erheben sich zwei Stadtsynoden und darüber wiederum eine Landeskirchenversammlung und ein Landeskirchenrat, wozu dann noch die Arbeitsgemeinschaft der südwestdeutschen evangelischen Landeskirchen kommt.

Im Einzelnen ist mancherlei auch für Nicht-Frankfurter von Interesse. Die Rechtsverhältnisse der geistlichen Amtsführung sind sehr frei geregelt. Bei angeblicher Irrlehre gibt es weder ein Disziplinarverfahren noch ein Irrlehrverfahren, sondern nur „eine vertrauensvolle seelsorgerliche Handhabung der Aufsicht durch den Landeskirchenrat" (S. 355). Es besteht große agendarische Freiheit, insbesondere auch für die Konfirmation, bei der das Apostolikum nicht unerläßlich ist (S. 85, 101, 103). Bisher lutherische, reformierte oder unierte Geistliche können in eine Gemeinde anderen Bekenntnisses gewählt werden, wenn sie fortan diesem Bekenntnis zustimmen (S. 147). Mit Ausnahme weniger Patronatsgemeinden werden die Pfarrstellen durch Gemeindewahl besetzt (S. 140 ff.). Mit Stolz kann die Frankfurter Landeskirche darauf hinweisen, „daß sie, als einzige preußische und deutsche Landeskirche, Besoldung, Ruhegehalt und Hinterbliebenenversorgung ihrer Geistlichen ohne jeden Staatszuschuß bestreitet" (S. 200).

Erwähnenswert sind noch die Vorschriften über die Behandlung der zuziehenden Evangelischen, über die politische Betätigung der Geistlichen und über das Verhalten der Geistlichen gegenüber Personen, die aus der Kirche ausgetreten sind (S. 47, 198, 310).

Kübel bittet, zu berücksichtigen, daß er Theologe und Pfarrer, nicht Jurist ist. Er darf beruhigt sein. Der Jurist hätte es jedenfalls nicht besser gemacht. Hugo Weizsäcker

Der Rechtsbrecher im Lichte der Erziehung. Von Hanns Finke. Band 15 der Forschungen und Werke zur Erziehungswissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Peter Petersen in Jena. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1931. 77 S.

Auf Grund seiner Erfahrungen und Beobachtungen als Gefängnisfürsorger übt der Verfasser zunächst scharfe Kritik am heutigen Strafvollzug: „Mit allen Kräften wehren wir uns dagegen, daß diese Dinge ‚Erziehung' genannt werden." Man wird dem Verfasser, abgesehen von Einwendungen gegen Einzelnes, weithin zustimmen müssen. Forderungen der Sicherheit des Hauses, des Arbeitsbetriebes drängen immer wieder, auch wo es nicht notwendig ist, die erzieherische Aufgabe in den Hintergrund, Trägheit, die sich vor der Schwere der Aufgabe scheut, und Mangel an erzieherischen Persönlichkeiten sorgen dafür, daß sie nicht gesehen oder nicht ernsthaft in Angriff genommen wird. Insbesondere, was Finke gegen den Stufenstrafvollzug sagt, ist nur zu berechtigt, und ich möchte diesem nicht einmal zubilligen, was Finke ihm zubilligt, daß er ein unvermeidliches Uebergangssystem sei.

Im zweiten Teil wird dann „die pädagogische Struktur einer zukünftigen Kriminalpolitik", und zwar erstens — etwas dürftig — die erzieherische Prophylaxe, zweitens die Persönlichkeitspflege im Strafvollzug und drittens die Lebenshilfe in der Freiheit behandelt. Auch da stimme ich weithin zu. Eine Befürchtung aber kann ich nicht unterdrücken. Finke fordert eine kriminalbiologische Klinik, der alle schweren Psychopathen zugeführt werden müssen, und die die psychologische Diagnose zu stellen und den Erziehungsplan vorzuschlagen hat, und für alle Uebrigen eine Beobachtungsstation, in der ein geschulter Psychologe diese beiden Aufgaben zu erfüllen hat. Ich kann ein gewisses Grauen vor diesen schulmäßigen Beurteilungen und Klassifizierungen nicht überwinden. „Wer glaubt, einen lebendigen Menschen, mit irgendwelchen begrifflichen Formulierungen beschreiben, nach irgendwelchen Regeln berechnen und durch irgendwelche Maßnahmen in eindeutiger Weise beinflussen zu können, der muß sich irren; und die Wirklichkeit wird ihm alsbald beweisen, wie sehr er sich irrt" (Künkel). Das Entscheidende wird immer bleiben, daß unter den Oberbeamten wie unter den Unterbeamten genügend wirklich erzieherische Persönlichkeiten sind, d. h. Menschen, die die Gabe des intuitiven Erfassens der fremden Persönlichkeit, die suggestive Kraft einer in sich gefestigten und vertrauenerweckenden Persönlichkeit und den lauteren Willen zum Dienen haben.

Hervorgehoben sei noch, daß Finke dem sexuellen Problem eingehende Darlegungen in sachlicher und fördernder Weise widmet. Mit Unrecht aber sieht er in Seyfarths Vortrag „Der Humanitätsgedanke im Strafvollzug" ein Signal der Reaktion gegen den Erziehungsgedanken. Dieser richtet sich gegen eine andere Front, und es wäre nicht gut, wenn die „Erzieher" sich mit dieser identifizierten. Friedrich Schmaltz

Tolstoi — Lenin — Gandhi. Von Valentin Bulgakov; übersetzt von Hans Klassen. Heppenheim (Bergstraße), Neu-Sonnefelder Jugend 1932. 37 S. 0.75 M.

Wer darf in kurzem Vortrag über diese drei sprechen? Wie kaum einer ist dazu berufen der Russe Valentin Bulgakov, auch in deutschen Städten bekannt als feingeistiger, liebenswerter Mensch und als tiefer Kenner der Gegenwart und der in ihr ringenden Ideale. Er sagt Wesentliches und nötigt zu starkem Mit- und Weiterdenken. Seine Worte, besonders über Gandhi, greifen ans Gewissen, weil er Höchstes und doch nichts Unmögliches verlangt. Den Satz: „Das Heil der Menschheit liegt auf dem Weg der Gewaltlosigkeit" kann man nicht überzeugender erweisen, als Bulgakov, der letzte Sekretär Tolstois, der — als echter Sänger — seinem Meister nicht kritiklos folgt, sondern ihn lebendig fortsetzt: in der durch Ghandi erschlossenen Richtung. An Widerspruch wird es nicht fehlen; Widerlegung dürfte schwer sein. Der knappe, trefflich kennzeichnende Wortlaut eignet sich vorzüglich auch zu Besprechungen in kleinerem Kreise. Albrecht Ströle

Die Philosophie von William James. Von Theodor Flournoy. Mit einem Vorwort von Arthur Baumgarten übersetzt von Helene Baumgarten. Mohr, Tübingen 1930. XVI und 126 S.

Die Uebersetzung dieser ursprünglich an James' Statt für Studierende gehaltenen höchst lebendigen Vorlesung des durch seine psychologischen und besonders parapsychologischen Studien bekannten Genfer Professors Flournoy ist sehr dankenswert. Hier wird uns die Denkarbeit von James, die uns durch seine „religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit" bekannt geworden ist, durch einen kongenialen Beurteiler nahegebracht. Der Pragmatismus dieses radikalen Empiristen ist uns Jüngern des Kantschen Azionismus so fremdartig, daß er einer solchen höchst sympathischen Auslegung bedarf. Ob wohl wirklich dieser allem transzendentalen Idealismus entgegengesetzte Verzicht auf alle Einheit des Denkens, des Universums, der Gottheit wie unsrer selbst, Aussicht hat, im neuen Deutschland Schule zu machen? Eben um seiner Herkunft aus der unendlich anspruchsvollen, moralisch und religiös fordernden praktischen Vernunft willen? Jedenfalls sind wir dem Gatten der Uebersetzerin, dem Frankfurter Strafrechtslehrer, dankbar für seine Einleitung, in der er seine bei aller Verehrung der Jamesschen Psychologie ungescheute Beanstandung ihrer unaufgelösten Widersprüche dartut. Eine äußerst anregende Unterredung mit dem amerikanischen Pragmatismus, der in Deweys Weiterbildung uns noch viel zu schaffen machen wird, wird so in Gang gebracht.

Otto Baumgarten

A History of Manchester College. Von W. D. Davis, B.A. London, Allen and Unwin 1932. 216 S. 10 sh.

Das gut ausgestattete und mit einigen Abbildungen versehene Buch erzählt die Geschichte einer jener Bildungsanstalten, die die

Dissenters mit großer Opferwilligkeit schufen, als sie vom Besuch der höheren Schulen und Universitäten ausgeschlossen wurden. M. C. wurde als Fortsetzung älterer Anstalten 1786 gegründet und nach mehrmaligem Ortswechsel 1889 nach Oxford verlegt. (Seit 1871 stehen auch die alten Universitäten den Dissenters offen.) Es sollte allen Denominationen dienen, und Lehrern und Schülern wurden keinerlei konfessionelle Bindungen auferlegt. Tatsächlich wurde es wesentlich eine Bildungsstätte unitarischer Prediger; der Unitarier Martineau war von 1869 bis 1885 Principal des College. Obwohl die Zahl der Studierenden meist klein war, hat das College die kritische Theologie vielfach gefördert, besonders seitdem es durch den Hibbert Trust unterstützt wurde. Auch deutsche Theologen wie Pfleiderer, Krüger und Wendt haben Vorlesungen in ihm gehalten. Das Buch, in erster Linie gewiß wertvoll für die ehemaligen Angehörigen des College, ist auch ein Beitrag zur Geschichte der Theologie in England. Albert Guthke

Christentum und modernes Naturerleben. Von Adolf Köberle. Gütersloh, C. Bertelsmann 1932. 70 S. 2 M.

An vielen wichtigen Beispielen, die aus einer reichhaltigen und guten Stoffkenntnis geschöpft sind, weist Köberle nach, daß drei große Gebiete des Daseins, der Kosmos, die Natur und der Leib nicht mehr unter dem Einfluß des Evangeliums stehen. Die Verkünder des Evangeliums haben in der älteren Apologetik nicht die Kraft besessen, diese Gebiete ihren naturwissenschaftlich gebildeten Gegnern zu entreißen. Wenn man heute die apologetischen Bestrebungen wieder intensiver aufnehmen will, muß man mit dieser Gegebenheit rechnen, außerdem damit, daß zu dem einen unbesiegten Gegner andere getreten sind: Katholizismus, Bolschewismus, philosophischer Idealismus und Anthroposophie.[1]) Was wir heute an Evangeliumsverkündigung haben, reicht aus, dem Menschen unserer Zeit jedes, auch das furchtbarste Schicksal tragen zu helfen, aber die Theologen müssen dort, wo oft im grauenhaften und qualvollen Experiment die Wahrheit erforscht werden soll, schweigend zusehen, denn sie können der Theorie, von der sich die Forscher leiten lassen, keine tiefer aus der Wahrheit und dem Evangelium als froher Botschaft geschöpfte Verkündigung entgegenstellen, die diesen Umweg der Ungewißheit überflüssig machte. Auch Köberle kann noch nicht in Einzelheiten dazu etwas sagen, aber er scheint an diese Möglichkeit zu glauben: „Der christliche Glaube darf vielmehr mit großer Freudigkeit und Zuversicht den anderen Weltdeutungen gegenübertreten und ihnen das Wort der Wahrheit sagen und zeigen als eine Quelle der Kraft und der Erleuchtung für unser Wirken, wie für unser Denken und Forschen." Martin Leo

Wiederverkörperung im Lichte des Denkens, der Religion, der Moral. Von Friedrich Rittelmeyer. Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft 1931. 132 S. 3, geb. 4 M.

Rittelmeyer behandelt die Frage, die von je die größten Denker beschäftigt hat: Plato, David Hume, Lessing, Herder, Goethe. Er geht durchaus abwägend und vorsichtig vor; er erkennt an, daß man ein Christ sein könne ohne diese Lehre und daß die Bibel nichts Entscheidendes sagt, obwohl Anklänge an die Wiederverkörperungslehre vorhanden sind (Johannes der Täufer der wiedergekommene Elias). Die Zustimmung oder Ablehnung muß der freien Entscheidung des Menschen überlassen werden; ein Beweis ist nicht möglich. Aber er glaubt beweisen zu können, daß die Lehre mit wissenschaftlichem Denken übereinstimmt; er behandelt die Frage mit Heranziehung der gesamten Wissenschaft, über die er im besonderen Maße verfügt. Und da glaubt er feststellen zu können: den Ahnungen von einem Leben vor der Geburt, den Forschungen über das Verhältnis von Seele und Leib entspricht nur die Wiederverkörperung.

Aber die Schrift ist nicht bloß aus Denkbedürfnis entstanden. Es ist sehr interessant, daß derselbe Mann 1910 eine Abhandlung über die Seelenwanderungslehre geschrieben hat, die er auch jetzt noch als das Beste ansieht, was gegen die Lehre gesagt werden könnte. Kurze Zeit nachher hat er seine damaligen negativen Resultate positiv revidiert; dazwischen lag die Begegnung mit Rudolf Steiner. Zu der Form, in der hier bei Rittelmeyer die Wiederverkörperungslehre erscheint, gehört das anthroposophische Schema: physischer, ätherischer, Astralleib, das Ich; die Gedanken über den Einfluß der Gestirne auf das Erdenleben und noch vieles andere. Dem, der nicht gläubiger Anthroposoph ist, wird vieles phantastisch, ja unmöglich erscheinen, so die genaue Beschreibung vom Auf- und Absteigen der Seele. Wenn die niederen Begehrungen aus Mangel an Befriedigung absterben, steigt die Menschenseele zu den höchsten ihr erreichbaren Höhen auf; aber dann ist ihre Auftriebskraft zu Ende und eine Abwärtsneigung macht sich geltend. Dabei gliedert sie sich in allen Reichen, die sie rückwärts durchläuft, überall an das an, was ihr gemäß ist, und sucht dann den Leib, der ihr dienen kann. Sie findet ihn vielleicht durch Jahrzehnte nicht, selten aber ganz. Diese Mythologie mitzumachen kann von niemandem verlangt werden, ebensowenig die phantastischen Ausführungen über die Zeiträume zwischen den einzelnen Wiederverkörperungen, die Angaben über die verschiedenen, meist entgegengesetzten Schicksale der einzelnen Häuser der Seele. Für Rittelmeyer sind das aber alles nicht Hypothesen oder Phantasien, sondern Ergebnisse der Geistesforschung Rudolf Steiners und damit wissenschaftlich erwiesene Tatsachen. So wenig ein Leser, der nicht auf der gleichen Glaubensüberzeugung steht, ihm hierin wird folgen können, so wäre es doch verkehrt, darum das ganze Werk ablehnen zu wollen. Es ist im Gegenteil im ganzen genommen nicht bloß eine fesselnde Lektüre, sondern in vielen Punkten beweiskräftig und schlagend. So werden die Schwächen der herkömmlichen Anschauungen über das Leben nach dem Tode geschickt herausgestellt und deutlich gezeigt, wie unbefriedigend die herkömmliche materialistische Vererbungslehre ist. So gewiß der Gegenstand des Buches nachdenkliche Menschen immer wieder beschäftigen wird, so werden die Ausführungen des Buches eine wertvolle Förderung beim Nachdenken über diese Frage bieten, auch wenn dies zu anderen Resultaten führt. Ewald Stier

Wo findet die deutsche Jugend neuen Lebensraum? Bericht über die Rundfrage des deutschen Studentenwerks. Herausgegeben vom Deutschen Studentenwerk. Bearbeitet und zusammengefaßt von Leopold Dingräve. Berlin, de Gruyter 1932. 181 S. 3.90 M.

Die preisgekrönten Aufsätze dieses Sammelwerkes gliedern sich in vier große Fragengebiete ein: 1. Die Verengung des Lebensraumes: Gründe und Folgen. 2. Der Standort der akademischen Jugend im Volke. 3. Die Eroberung neuen Raumes. 4. Erweiterung durch Planung. Besonders wertvoll und grundsätzlich bedeutsam ist der Aufsatz von Küppers: „Lebensraum, hochkapitalistische Wirtschaft und neue Siedlung" mit der Betonung des Gedankens, daß „die Frage nach dem Anspruch auf den Lebensraum von einer ethischen, weniger von der wirtschaftlichen und politischen Seite aus angefaßt werden muß (S. 71). Nicht glücklich ist jedoch die Behauptung, daß „der Rückfall ins Primitive" ein Fortschritt zum Gesetzmäßigen sei. Gerade das macht ja alles Siedeln im Urssinn des Wortes für uns Heutige, zumal die Erwerbslosen, so schwierig, daß sie eben nicht mehr primitiv leben können. Reagrarisierung und Primitivisierung, an städtischen Menschen vollzogen, ist genau so unmöglich wie die Naivisierung eines reflektierten Menschen. Hier liegen die Grenzen der Siedlung überhaupt, in der jeweiligen menschlichen Struktur als der Grundvoraussetzung alles Denkens und Tuns. Und ob der Westen Deutschlands einschließlich siedlungsbereiter Jungbauern den weit zurückgebliebenen, jedenfalls ganz andern Osten durch echte Siedlung und nicht nur durch Kapitalhilfe retten kann, das ist die große, schwere Frage.

Im übrigen zeigen alle Aufsätze den ungeheuren Druck der Berufs- und Wirtschaftsnot, die nach Auswegen oft krampfhaft, oft konstruktiv und hypothetisch mit Bezug auf die nicht vorhandenen Voraussetzungen sucht und drängt. Wenn sich doch so etwas wie die von Fritz Kühner durchdachte „Genossenschaftliche Primitivsiedlung" (S. 121) durchführen oder wenigstens beginnen ließe! An Wagemut fehlt es deutscher Jungmannschaft sicher nicht, wohl aber an Kapital und Verständnis seitens des im Grunde daran desinteressierten Reiches.

Dankenswert ist die überblickliche Zusammenfassung des Bearbeiters. Aber sie ist zu gedrängt, zu wissenschaftlich, an Begriffen und Formulierungen zu strotzend, als daß sie sich auch für eine Behandlung in Arbeitsgemeinschaften so wie der größere Teil der gebotenen Aufsätze eignete. Wäre es nicht wirksamer und in jeder Beziehung passender gewesen, den ganzen ersten Abschnitt „Ergebnis und Betrachtung" an den Schluß dieses recht an- und aufregenden Sammelbandes zu stellen? Herbert Grabert

Ein Nazi entdeckt Frankreich. Von Eitel Wolf Dobert. Leipzig, Gotthelf-Verlag 1932. 2 M.

Ein tapferer, ehrlicher und entschlossener Wahrheitssucher begegnet auf seinem Lebenswege einem Manne gleicher Art und aus dieser schicksalshaften Begegnung erwachsen ihm Erlebnisse und Erkenntnisse, die ihn völlig umwandeln, seinem ganzen Leben eine neue Richtung geben. Der junge begeisterte Nationalsozialist Eitel Wolf Dobert, Sproß einer alten preußischen Offiziersfamilie, trifft in der Schweiz mit dem ehemaligen französischen Hauptmann der Alpenjäger und heutigen Friedenskämpfer Etienne Bach, dem Leiter der Kreuzritterbewegung, zusammen und folgt dessen Aufforderung, sich doch erst einmal eine eigene Anschauung über Frankreich und die Franzosen zu verschaffen, bevor er sie weiter mit leidenschaftlichem Haß bekämpft. Die Eindrücke, die er auf seiner monatelangen Reise durch das feindliche Land zu sammeln Gelegenheit findet, bewirken eine gänzliche Umwälzung seiner bisherigen Anschauungen. Die Augen gehen ihm auf, und er begreift die heutige Aufgabe der Jugend beider Nationen, die ihr Vaterland brennend liebt, Brücken zu schlagen von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk, statt sich weiter in sinnlosem Haß zu befehden. So kehrt er als ein Anderer heim als jener, der einige Monate vorher hinausgezogen war. Er hat das heimliche Frankreich entdeckt, das friedliebende und liebenswerte. Von diesen Erfahrungen berichtet uns das Tagebuch, flott und fesselnd geschrieben von der ersten bis zur letzten Seite. Der Verfasser versteht es, uns teilnehmen zu lassen an seiner inneren Wandlung. Wir gewinnen ihn lieb um seiner tiefen Nöte und Erschütterungen wie um seiner Unerschrockenheit und aufrichtigen Wahrheitsliebe willen. Wir können viel, sehr viel von ihm lernen!

Eitel Wolf Dobert ist freilich noch ein Werdender. Er ist erst unterwegs zur vollen Wahrheit. Dem Hakenkreuz hat er wohl abgesagt, aber die tiefste Bedeutung des Christuskreuzes ist ihm noch nicht aufgeleuchtet. So ist das Buch in erster Linie das Bekenntnis einer politischen, weit mehr als einer religiösen Bekehrung. Aber dennoch steht bereits am fernen Horizont das Kreuz von

[1]) Diese Zusammenstellung, zu der ja sehr viel zu sagen wäre, wirkt natürlich in der Kürze solcher Buchanzeige noch überraschender als wohl in dem Buche selbst. DH

Golgatha. Wir dürfen getrost darauf vertrauen, daß diesem aufrichtigen, vor keinen Konsequenzen zurückschreckenden jungen Wahrheitssucher sich auch Jesus Christus einmal als der einzige wirkliche Versöhner und Friedebringer, wie im Leben des Einzelnen so auch im Leben der Völker, offenbaren wird. Eine leise Ahnung davon weht schon wie ein zarter Hauch hie und da durch die Blätter dieses Buches, so wie bisweilen im ersten Vorfrühling etwas Unbestimmbares und doch Untrügliches das baldige Nahen des Frühlings verkündet. Alo Münch

Chronik

Der Unterrichtsausschuß des Preußischen Landtags hat einen sozialdemokratischen, von den Nationalsozialisten unterstützten Antrag angenommen, wonach die Durchführung des Erlasses betreffend das Recht der kirchlichen Einsichtnahme in den evangelischen Religionsunterricht in den Schulen bis zur Verhandlung mit den Elternbünden und Lehrerorganisationen ausgesetzt werden soll. VZ 479

Nach polizeilichen Ermittlungen hat es in Preußen seit dem 1. Januar 155 politische Todesopfer gegeben, und zwar im Januar 10, Februar 8, März 11, April 6, Mai 7, Juni 19 (21. Juni Aufhebung des Uniformverbots), Juli 86, August 8 (10. August Verordnung über Sondergerichte), September 0. Von den Getöteten gehörten 70 der nationalsozialistischen Partei an, 54 den Kommunisten, 10 dem Reichsbanner, der SPD oder der Eisernen Front, 21 keiner politischen Gruppe, darunter 2 Polizeibeamte. FZ 736

Das Hannoversche Landeskirchenamt hat die Dozentin am christlich-sozialen Frauenseminar Fräulein Meta Eyl mit der Seelsorge an den Studentinnen in Göttingen betraut.

Das Sächsische Landeskonsistorium hat versuchsweise die Verwendung von Kandidatinnen der Theologie zur Hilfeleistung für die Pfarrer (kirchlicher Religionsunterricht, Konfirmandenunterricht nach Anweisung des Pfarrers, Bibelstunden, Kindergottesdienst, Seelsorge besonders an Frauen, Wohlfahrtspflege, Fürsorge für Strafentlassene, Schriftenmission, Kanzleidienst) genehmigt.

Die neugewählte badische Kirchensynode (20 Positive, 14 Nationalsozialisten, 12 Liberale, 8 religiöse Sozialisten) hat unter Bruch der bisherigen Tradition den Landeskirchenrat nur aus Positiven und Nationalsozialisten unter völligem Ausschluß der Liberalen und der religiösen Sozialisten gewählt, abgesehen von einem liberalen Kirchenrat, der nach den Bestimmungen der Verfassung aus dem alten Kirchenrat übernommen werden mußte. VZ 484.

Das Ministerium der Schulen und Kirchen in Oldenburg ist einem Katholiken übertragen worden, wogegen der Evangelische Oberkirchenrat protestiert hat; dies sei eine Brüskierung des evangelischen Volksteils, der zwei Drittel der Bewohner ausmacht. Die Nationalsozialisten stehen demgegenüber auf dem Standpunkt, daß ihre Minister nicht konfessionell, sondern staatspolitisch zu arbeiten hätten: Nur die volkstummäßige Einstellung sei von ausschlaggebender Bedeutung. Rb 239

46 oldenburgische Pfarrer haben beim Landeskirchenrat die Zurücknahme der Zulassung des Tauchkelchs beim Abendmahl beantragt, die im Widerspruch mit den Einsetzungsworten Christi und damit auch zum lutherischen Bekenntnis stehe.

Der oldenburgische Landeskirchenrat hat den Ministerpräsidenten Röver wegen Beleidigung verklagt (vgl. CW 20 Sp. 958/59).

Von den 5218 Personen, die in Württemberg 1931 aus der evangelischen Kirche ausgetreten sind, haben sich 1228 der apostolischen Gemeinschaft angeschlossen, 3200 sind zu keiner oder nichtchristlichen Gemeinschaften, 169 zur katholischen Kirche übergetreten. Uebertritte 745, darunter 454 Wiedereintritte und 281 aus der katholischen Kirche.

Die Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns haben ein gemeinsames Hirtenschreiben an den Klerus gerichtet, das sich in gleicher Weise gegen Kommunismus und Sozialismus wie gegen den „übertriebenen Nationalismus" richtet. FZ 2. 10.

Der Volkskirchliche Verband für evangelische Freiheit in Rheinland und Westfalen faßte auf seiner Vertreterversammlung am 2. Oktober 1932 in Benrath einstimmig eine Entschließung gegen die von der kommissarischen preußischen Regierung angeordnete Einsichtnahme der evangelischen Kirchen in den Religionsunterricht der Volks- und Mittelschulen. Er bittet die Kirchen, eine Regelung zu treffen, wie sie bereits seit längerer Zeit in Thüringen besteht und sich segensreich ausgewirkt hat.

Vor einigen Jahren haben sich die norddeutschen reformierten Gemeinden zu dem Bunde freier reformierter Gemeinden zusammengeschlossen, der in den Deutschen Evangelischen Kirchenbund aufgenommen ist. Am 9. Oktober haben sich auf einem Kirchentag zu Göttingen auch die neun süddeutschen reformierten Gemeinden (München, Erlangen, Nürnberg, Bayreuth, Stuttgart u. a.) unter Führung von Geh.Rat Prof. Dr. Karl Müller in Erlangen mit dem Bunde vereinigt. Dieser zählt nunmehr 40 000 Mitglieder in 18 Gemeinden. Das Amt des Präses bekleiden zur Zeit Pastor Kamlah und Geh. Regierungsrat Professor Dr. Lehmann in Göttingen.

Den österreichischen Klerikern ist durch bischöfliche Anordnung die Zugehörigkeit zur nationalsozialistischen oder der Heimwehrpartei verboten worden und jedes aktive Auftreten besonders als Redner untersagt.

Auf dem Kongreß proletarischer Freidenker in Paris wurde die Einsetzung des Namens „Gottlos" in den Namen der Organisation beschlossen.

Infolge Verringerung der Zahl der Volksschullehrer in Polen um 1417 steigt die jetzt 35% ausmachende Zahl der Analphabeten.

In einer Reihe theologischer Seminare in den Vereinigten Staaten sind besondere Kurse für Journalistik eingerichtet worden.

Der Erzbischof von Sao Paulo hat an den in Rio de Janeiro ein Telegramm gerichtet, worin er eine Vermittlung zwischen den Rebellen des Staates Sao Paulo und der Regierung vorschlägt.

Von Personen. Gewählt: Pfarrer Samuel Starke in Backi Petrovac zum Bischof der slowakischen protestantischen Kirche. Ernannt: Privatdozent für systematische Theologie August Dell in Gießen zum a. o. Professor. Beurlaubt: Professor D. Günther Dehn in Halle zu einer Studienreise in die nordischen Länder, sowie Holland, England und Amerika. Promoviert: Pastor i. R. Dr. Christian Stubbe in Kiel zum D. von Kiel. Gestorben: Professor Franks Buhl in Kopenhagen (1890—98 in Leipzig). CSt

Verschiedenes

Ein Echo

Eine Leserin an Mathilde Battenberg

(vgl. CW 18: Ein Traum)

Wie eine Blume stand dein „Traum"
In der Gedanken kühlem Raum,
Ein Bild, das durch sich selber sprach
Und der Begriffe Kette brach.

Nun schau ich stets als „Ornament",
Was man Zerfall der Schönheit nennt
Und der Vergänglichkeit Gericht
In alter Leute Angesicht.

Ein „Schmuck" der allerfeinsten Art,
Der uns die Seele offenbart:
Was sie in Freud und Leid erlitt,
Wie sie den großen Kampf bestritt.

Wie Denken, Wollen und der Trieb
Die Linie jeder Falte schrieb,
Und wie am Mund der kleine Zug
Des ganzen Lebens Krönung trug.

Du hast vollendet uns gesagt,
Daß Geistesschönheit überragt,
Was uns Natur in Gnaden gab:
Nun nehm ich froh den Altersstab!

Zu dem Notfonds für die Geschädigten der Evangelischen Zentralbank (vgl. CW 1932 Sp. 765 f.) sind dankenswerte Spenden eingegangen, aber die Summe ist im Verhältnis zu dem, was dieser Fonds leisten soll, noch viel zu gering. Die Sammlungsdauer ist bis Ende dieses Jahres verlängert. Ich bitte noch einmal, zugleich in D. Schowalters Namen, um Beiträge (entweder an D. Schowalter, Berlin-Tegel, Postscheck Berlin 97085, oder an Mulert, Kiel, Postscheck Berlin 21181). M

In Kübels Aufsatz über das Gustav Adolf-Fest in Leipzig sind Sp. 951 nach Z. 21 von unten versehentlich drei Zeilen ausgesprungen. Es muß heißen: „Wenn doch der vaterländischen Rede wenigstens ein religiöser Appell gefolgt, wenn zu der Masse wenigstens mit drei, vier Sätzen das Evangelium Jesu gedrungen wäre! Statt dessen folgten nur einige religiöse Lieder; die haben nicht ausgereicht, um die Feier noch ins Religiöse umzuprägen."

Versammlungskalender

9. November Gesellschaft für Kirchengeschichte Berlin

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 19. November

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verlage: **Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz; Gundert Verlag, Stuttgart; Ferdinand Hirt, Breslau und J. F. Lehmanns Verlag, München, bei.** Auch auf das ebenfalls beigefügte Flugblatt der Ostasien-Mission sei besonders hingewiesen.

Blumhardtkalender 1933

Wochenabreißkalender. Preis 50 Pf.

Zu den Propheten der neuen Zeit gehören Blumhardt Vater u. Sohn. Ihre Botschaft vielen nahezubringen ist Aufgabe dieses kleinen Kalenders, der für jeden Sonntag ein Wort von einem dieser beiden Gottesmänner enthält. Dazwischen sind Worte von Carl Hilty eingestreut, dessen 100. Geburtstag 1933 gefeiert wird. Der hübsche und billige Kalender erscheint seit 1929 und erfreut sich von Jahr zu Jahr größerer Beliebtheit.

Zu beziehen durch den Herausgeber **Alo Münch, München, Kaulbachstr. 11 a** oder durch den evangelischen Buchhandel.

Ev. Diakonieverein e. V.

Unentgeltliche theoret. und prakt. Ausbildung für ev. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft und Anstaltserziehungsarbeit, Kinderkranken-, Säuglings-, Wochenpflege und Geburtshilfe mit und ohne staatl. Prüfung. Vereinsausbildungsstätten in allen Teilen Deutschlands. Ohne Verpflichtung für die Zukunft. Taschengeld und Stellung der Schülerinnenarbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und Ruhegehalt für Alter und Invalidität. Vorbedingung: Höhere Schulbildg. (Obersekunda-Reife). Gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.

Eintrittsalter 19–30 Jahre.

Hauswirtschaftl. Vorschulen im Heimathaus Berlin-Zehlendorf und im Diakonieseminar Stettin mit halbjähriger Ausbildungszeit. Bei Bewährung kann nach ½ Jahr Einstellung in einem der obengenannten Gebiete erfolgen. Prospekt und nähere Auskunft durch den Evangelischen Diakonieverein

Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8.

Schönwald, Bad. Schwarzwald 1000 m ü. d. M. Schnellzugstation Triberg

Kurhaus Viktoria (Christl. Hospiz)

Schöne sonnige Lage. Behagliche Räume. Fließ. Wasser. Zentralheizung - Bäder. Geschützte Terrasse. Liegekuren. Sportplatz. Alkoholfreier Jahresbetrieb. Pensionspreis von Mk. 4.20 bis Mk. 5.— inkl. 4 Mahlzeiten und Bedienung. Prospekte.

Evangelische Gemeinde Remscheid

In unserer Gemeinde ist die durch den Tod des Herrn Pfarrers Dr. Fineisen vakant gewordene

Pfarrstelle baldigst zu besetzen.

Gehalt nach Gruppe A 2b der Preußischen Besoldungsordnung vom 17.12.1927, daneben persönliche Zulage und Dienstaufwandsentschädigung. Schönes Pfarrhaus mit Zentralheizung und großem Garten. Gemeindebezirk etwa 5500 Seelen.

Pfarrer, die in der Pflege der männlichen Jugend Erfahrung haben und bereit sind, die Arbeit in unserem Verein „Volksjugend" im Sinne des V. D. J. fortzuführen, werden gebeten, Bewerbungen bis zum **8. November 1932** an Herrn Superintendenten D. Dr. Schäfer, Remscheid, Kölner Straße 21, einzureichen.

Großes Jugendheim mit Saal und Bühne, Bücherei, Klub- und Lesezimmer, Kegelbahn und vollständig eingerichtete Turnhalle sind vorhanden.

Remscheid, den 18. Oktober 1932.

Das Presbyterium der evangelischen Gemeinde Remscheid

Während in den Wintermonaten November bis Ende Februar das Haus der Freunde der Christlichen Welt in Friedrichroda geschlossen ist, **suchen wir** — auch für nur kürzere Zeit — geeigneten

Wirkungskreis für unsere Hausmutter.

In Betracht kommt Hilfe oder Vertretung in Pflege, Haushaltsführung, Unterricht (als frühere Lehrerin), etwa in Sanatorium, Fremdenheim, Landerziehungsheim oder auch in Familie. Anfragen und Angebote erbittet

Professor **Rade, Hohemark, Post Oberursel i. Taunus.**

Weimarer Luther-Ausgabe

B. 1–18 in Halbleder, B. 19–79 ungebunden, wenig gebraucht,

billig zu verkaufen.

Angebote unter **J. 857** an den Verlag der Christlichen Welt.

Neu erschienen!

Dr. E. Gaede, Die Lehre von dem Heiligen und der Divination bei Rudolf Otto.

64 S., st. brosch., Preis: 1.75 RM.

Selbstverlag Oschersleben (Bode)

Werbt für die Christliche Welt

Probehefte auf Wunsch gern kostenlos auch direkt an aufgegeb. Adressen

Die umfassende Kritik der dialektischen Theologie

mit Erscheinen des dritten Bandes

vollständig abgeschlossen!

*

Theodor Siegfried

Das Wort und die Existenz

Eine Auseinandersetzung mit der dialektischen Theologie

Band I:

Die Theologie des Worts bei Karl Barth

Eine Auseinandersetzung mit Karl Barths Prolegomena zur Dogmatik

Preis neun Mark

„Die erste wirklich grundlegende Kritik der Theologie Karl Barths . . . geht in scharfsinniger Denkarbeit den Gedankenführungen Barths im kleinen und kleinsten nach . . . in vielen Punkten führt die kritische Analyse des Verfassers dazu, seine eigenen Gedanken zu den Problemen andeutend zu entwickeln und so die dogmatische Arbeit der Gegenwart weiterzuführen."

Evangelisch-Sozial

„. . . Es wäre zu wünschen, daß manches von diesen Gedanken doch auch von der Theologie der Krisis überdacht würde."

Theol. Literaturzeitung

Band II:

Die Theologie der Existenz bei Friedrich Gogarten und Rudolf Bultmann

Preis zehn Mark

Die Begriffe der Wahrheit, der Geschichte und der Offenbarung sind die systematischen Hauptthemen des 2. Bandes. Verfasser durchleuchtet sie, indem er Gogartens Versuch, durch deutungslose Autorität den Relativismus zu überwinden, und den entgegengesetzten Weg Bultmanns, durch den „Entscheid" zur Wahrheit zu kommen, verfolgt. Es ergibt sich die unausweichliche Alternative, die Theologie auf die Autorität oder die Freiheit zu gründen. Den letzteren Weg sieht der Verfasser durch Luthers Freiheit eines Christenmenschen vorgezeichnet.

Band III:

Autorität und Freiheit

Preis sieben Mark

Dieser Schlußband unternimmt, eine protestantische Dialektik der Freiheit zu entwickeln. Freiheit gegen Autorität, Versöhnung und Weltwende gegen statischen Dualismus, Gemeinde gegen sakrale Amtsanstalt werden als Wurzeln christlicher Existenz herausgearbeitet. In solchem Rahmen gewinnt auch die Kategorie des Wortes Gottes eine neue Funktion und einen neuen Sinn.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Albert Schweitzer / Goethe

Gehalten bei der Feier der 100. Wiederkehr seines Todestages in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. am 22. März 1932.
7.–10. Tausend. 51 Seiten 8°. Kartoniert RM 2.–

Propst Fr. Israel-Leipzig, vorher lange Jahre Pfarrer in Helsingfors, sagt über diese Rede Schweitzers: »‚Des Hinscheidens Goethes gedenken wir in der gewaltigsten Schicksalsstunde, die je für die Menschheit geschlagen hat.' Auf diesen Ton ist diese Rede eingestellt. Gerade jetzt im Zeitalter des Massenwillens verkündet Goethe echtes und persönliches Menschentum. Schweitzer zeigt die Seiten am Bild Goethes, die ihm selbst verwandt sind. So ist das Büchlein zugleich ein Beitrag zur Kenntnis Schweitzers.«

Albert Schweitzer / Zwischen Wasser und Urwald

100. Tausend. Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas. 165 Seiten 8°. Mit 16 Abb. und 1 Karte. In Leinen RM 4.80

Dieses anspruchslose und – man kann ruhig hinzusetzen – klassische Buch Albert Schweitzers hat seinen Namen in alle Welt getragen. Denn außer den hunderttausend Exemplaren der deutschen Ausgabe ist es in acht Sprachen übersetzt und dadurch auch in England, Amerika, Frankreich, Finnland, Dänemark, Schweden, Holland, Spanien in vielen tausend Exemplaren verbreitet.

Johannes Müller / Beruf und Stellung der Frau

40. Tausend. VII, 241 Seiten 8°. Geheftet RM 2.80, in Pappband RM 3.60, in Leinen RM 4.50

1902 ist dieses Buch zum ersten Male erschienen. Daß nach einem Menschenalter das 40. Tausend in unveränderter Fassung erscheinen kann, ist ein sicherer Beweis für seine innere Höhe. Es beschäftigt sich mit den unerschütterlichen Tatsachen und Gesetzen des weiblichen und männlichen Wesens und ihrer Natur. Aus diesen heraus sind die vier vertretenen Aufklärungen und Feststellungen, die Normen und Richtlinien erwachsen, die auch weiterhin ein Prüfstein, Wertmesser und Maßstab sind für das, was innerhalb einer Generation geblieben, wie für das, was anders geworden ist. Johannes Müller bekennt sich auch heute noch zu den Darlegungen und Forderungen dieses Buches, das ganz aus einem Guß entstanden ist.

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG / MÜNCHEN

Soeben erschien:

Christus und der Geist bei Paulus

Eine biblisch-theologische Untersuchung

Von Lic. theol. **Ernst Fuchs**
Priv.-Doz. für neutestamentliche Theologie a. d. Univ. Bonn
VII, 132 Seiten. 8°.

Untersuchungen zum Neuen Testament. Heft 23

Die Arbeit setzt sich zum Ziel, die heilsgeschichtliche Funktion des Geistes bei Paulus herauszustellen. Damit wird ein gerade heute unentbehrlicher Beitrag nicht nur zur paulinischen, sondern zur biblischen Theologie des Neuen Testamentes geliefert. Die religionsgeschichtliche Forschungsarbeit am Neuen Testament hatte den Geist mit Christus in eins gesetzt, so daß dann unter dem Einfluß moderner philosophischer Strömungen Christus und der Geist zum Thema einer wesentlich anthropologischen Besinnung gemacht werden konnten. Demgegenüber versucht diese Arbeit, den Geist neben Christus zu sehen. Was für eine theologische Exegese der Evangelienschlüsse gilt, das gilt auch für Paulus: dem Geist kommt es zu, das Glauben zur Fortsetzung des Heilsgeschehens zu machen. Dann rückt aber nicht nur die Christologie, sondern auch die Anthropologie in ein neues Licht, weil Christus und der Geist nebeneinander gestellt werden müssen. So drängt diese Untersuchung die neutestamentliche Forschung weiter in der Richtung auf eine Ekklesiologie statt der Anthropologie und auf eine bis jetzt noch fehlende strenge Besinnung auf die neutestamentliche Lehre von der Trinität.

Preis brosch. RM 7.50; geb. RM 10.–

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Soeben erschien

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde
Herausgeber: Ernst Heilborn

Gerhart Hauptmann-Sonderheft

mit zahlreichen Abbildungen

Aus dem Inhalt:

Aus Gerhart Hauptmanns Ahnentafel . . . . v. Stradonitz
Gerhart Hauptmann – wie ich ihn sehe von Hans v. Hülsen
Das breslauer Festspiel 1913 . . . . . von Ernst Scheyer
Gerhart Hauptmann und das wiener Burgtheater von E. Buschbeck
Von Gerhart Hauptmanns Hellenismus . . . von H. Reich
Gerhart Hauptmann und das Kollektiv von K. H. Bühner
Gerhart Hauptmann und der Film . . von Guido K. Brand
Hauptmann-Literatur zum 15. Nov. 1932 von C. F. W. Behl

Erhältlich in allen Buchhandlungen
Bezugspreis vierteljährlich RM 5.–, Einzelheft RM 2.–
Ausführlicher Prospekt und Probehefte kostenlos

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart